

Lehre und Wehre.

Jahrgang 72.

Februar 1926.

Nr. 2.

Vorwort.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Es ist am Plage, noch einmal auf den Punkt zurückzuweisen, an dem der spätere Melanchthon zu Fall kam, ein Leugner der sola gratia wurde und in der lutherischen Kirche des sechzehnten Jahrhunderts den schweren Dreißigjährigen Krieg veranlaßte, der erst durch die Konfessionsformel mit einem Siege der christlichen Wahrheit endete. Es ist dies der Punkt, der in der Dogmatik und Dogmengeschichte den Namen „Theologenkreuz“, *crux theologorum*, bekommen hat, der Punkt, an dem vor und nach Melanchthon viele Theologen zu Fall gekommen und zu Leugnern der sola gratia geworden sind, weil sie an diesem Punkte das sola Scriptura vergaßen und aufhörten, Theologen im rechten Sinne des Worts zu sein, und zu rationalistischen Systembauern wurden. Es ist der Punkt, an welchem „das letzte theologische Examen“ gehalten wird, wie nicht unzutreffend gesagt worden ist.

Auf die allgemein gestellte Frage, ob er glaube, daß der Mensch allein aus Gottes Gnade bekehrt und selig werde, antwortete auch der spätere Melanchthon mit Ja. Er stimmte ohne Zögern in das *Soli Deo Gloria* ein. Aber derselbe Melanchthon macht durch die sola gratia einen Strich, wenn er zwei Personen, die beide unter dem Schall des Wortes leben, von denen aber nur die eine die Seligkeit erlangt, während die andere verloren geht, miteinander vergleicht. Er stellt, wie wir an dem Zitat aus seinen *Loci* sahen, Saul und David nebeneinander und fragt dann, warum Saul verworfen, David angenommen werde. Um dieser Frage gegenüber innerhalb der Grenzen der Schriftoffenbarung zu bleiben, hätte Melanchthon sagen sollen: Saul wurde aus eigener Schuld verworfen, David allein aus Gottes Gnade angenommen. Was über diese beiden Wahrheiten hinausliegt, ist und bleibt für die menschliche Erkenntnis in diesem Leben ein Geheimnis, das kein Mensch erforschen kann noch soll. Die Lösung dieses Geheimnisses ist erst im ewigen Leben (Luther: *in lumine gloriae*) zu erwarten. Anstatt sich so innerhalb der Grenzen der Offenbarung der Schrift zu halten, wie sich's doch für einen Theologen geziemt, hielt Melan-

thton es für seine Aufgabe, das Geheimnis schon in diesem Leben zu lösen. Ursache: In dem Theologen Melanchthon regte sich und gewann die Oberhand der spekulierende Philosoph, eine Gefahr, vor der Luther seinen begabten Gehilfen schon von Koburg aus im Jahre 1530 gewarnt hatte. Melanchthon fing an, unter dem Namen eines Theologen zu lehren, die Ursache, warum Saul verworfen, David angenommen wird, müsse notwendig (*necesse est*) in dem „verschiedenen Verhalten“ der beiden gefunden werden. Daß Melanchthon bei dem „verschiedenen Verhalten“ wirklich die Leugnung der *sola gratia* in der Befehrung des Menschen im Sinne hatte, geht klar daraus hervor, daß er „drei Ursachen der Befehrung“ (*tres causas conversionis*) annahm, nämlich außer der Wirkung des Heiligen Geistes und dem Worte Gottes als Mittel der Wirkung des Heiligen Geistes den menschlichen Willen, welcher menschliche Wille das Widerstreben gegen die Gnade unterlasse (*voluntas non repugnans*) und die Fähigkeit besitze, sich der Gnade zuguneigen (*facultas applicandi se ad gratiam*).

In diesem Preisgeben des christlichen Gnadenbegriffs bei der Vergleichung der Seligwerdenden und Verlorengehenden hat Melanchthon zu seiner Zeit, dann in den folgenden Jahrhunderten und zu unserer Zeit sonderlich auch innerhalb der amerikanisch-lutherischen Kirche viele Nachfolger gefunden. Melanchthons „verschiedenes Verhalten“ ist — außerhalb der Synodalkonferenz — in der amerikanisch-lutherischen Kirche fast zur *doctrina publica* geworden. Man beteuert einerseits seine völlige Loyalität der *sola gratia* gegenüber. Und die Beteuerungen treten nicht selten mit solcher Entschiedenheit auf, daß man der Liebe nach annehmen muß, sie seien ernstlich gemeint. Aber dieselben Theologen lehnen die *sola gratia* ganz entschieden ab, sobald sie sich vor die Tatsache gestellt sehen, daß von zwei das Evangelium hörenden Menschen der eine zum Glauben kommt, der andere ungläubig bleibt. Dieser Tatsache gegenüber folgen sie nicht der schriftgemäßen Weisung der Konfordinformel, ja nicht weiter zu gehen als so weit, daß sie die Befehrung des einen allein Gottes Gnade und die Nichtbefehrung des andern allein seiner Schuld zuschreiben und was über diese Schranken (*limites*) hinausgeht, zu den Dingen rechnen, die Gott in seinem Wort nicht geoffenbart hat. Im Gegenteil, bei der Vergleichung von Saul und David, der Verlorengehenden und der Seligwerdenden, fordern sie trotz vorangegangener emphatischer Betonung des Allein-aus-Gnaden mit der größten Entschiedenheit die Annahme des Sakes, daß des Menschen Befehrung nicht allein von Gottes Gnade, sondern auch vom Verhalten des Menschen abhängt, daß Befehrung und Seligkeit nicht allein in Gottes Gnade stehe, sondern im letzten Grunde auf des Menschen Selbstbestimmung beruhe, daß dem Menschen vor seiner Befehrung die Fähigkeit zuzuschreiben sei, sich wie gegen die Befehrung, so auch für die Befehrung zu entscheiden, sonst resultiere eine „Zwangsbekehrung“.

Sie gehen auch zur Offensive über und behaupten: wer bei der Frage, warum Saul verworfen, David angenommen wird, in ein für die menschliche Vernunft unerklärliches Geheimnis flüchte, anstatt die Frage durch das verschiedene Verhalten der beiden zu beantworten, offenbare damit, daß er ein Calvinist, ein Leugner der allgemeinen Gnade, ein falscher Prophet usw. sei.

Allein, zur christlichen Gnadenlehre gehört das Festhalten an der Gnade auch gerade bei der Vergleichung der Seligwerdenden mit den Verlorengehenden. Wenn wir hier, um der menschlichen Vernunft zu erklären, warum nicht alle Menschen glauben und selig werden, auf seiten der Seligwerdenden ein verschiedenes Verhalten, ein geringeres Widerstreben oder eine geringere Schuld annehmen, anstatt mit der Konfordinformel das gleiche üble Verhalten und die gleiche Schuld zu bekennen, so ist die christliche Gnadenlehre aufgegeben. Der spezifische Charakter der christlichen Religion ist verleugnet. Die christliche Religion ist auf das Niveau der heidnisch-papistischen Weltlehre reduziert.

Aber sind das nicht Subtilitäten, die für den christlichen Glauben keine praktische Bedeutung haben? Warum mit Luther und der Konfordinformel darauf bestehen, daß die Seligwerdenden bei einer Vergleichung mit den Verlorengehenden von sich die gleiche Schuld und das gleiche üble Verhalten bekennen? So hat eine Art Mittelpartei in der amerikaniſch-lutheriſchen Kirche geredet und den Streit, der über diesen Punkt in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts und dann auch wieder in der amerikaniſch-lutheriſchen Kirche geführt wurde, für unnötig erklärt. Allein, dieses Urteil ist durchaus unzutreffend. Es handelte und handelt sich in dem Streit um das Fundament des christlichen Glaubens, dogmatisch ausgedrückt, um einen „primären Fundamentalarartikel“. Nach der Schrift steht es so: Vor einem bürgerlichen Gerichtshof gibt es zwei Klassen von Menschen, bürgerlich ehrbare und bürgerlich strafbare.²⁰⁾ Vor Gottes Richterstuhl gibt es nur eine Menschenklasse, gleich verdammliche Sünder. „Es ist hier kein Unterschied (οὐ γάρ ἐστιν διαστολή); sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie an Gott haben sollten.“ Die Zweiklassentheorie ist eine menschliche Erfindung. Sie beruht nicht auf der Schrift, sondern auf Rationalismus (auf Melancthons „necesse est“). Sie beruht nicht auf Selbsterkenntnis, sondern auf Selbstgerechtigkeit (auf des Pharisäers „Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute“). Die Zweiklassentheorie ist auch nicht unschädlich, sondern richtet, wo sie wirklich das Herz eingenommen hat, schreckliches Unglück an. Die Juden haben sich dadurch aus dem Reich Gottes hinausklassifiziert, daß sie mit den Heiden nicht in eine Klasse gehören wollten. Und als Heidendriften, ihrem Fleische nach, es den Juden nachmachen

20) Röm. 13, 3.

und ihrerseits sich über die Juden erheben wollten, erinnert sie der Apostel Paulus daran, daß es ihnen ergehen würde wie den Juden. Sie würden ihren Platz im Reiche Gottes, das durchaus ein Reich der Gnade und Güte Gottes, der *sola gratia*, sei, verlieren. Der Apostel gibt jedem Heidenchristen zu bedenken: „Sie [die Juden] sind zerbrochen um ihres Unglaubens willen; du [Heide] stehst aber durch den Glauben. Sei nicht stolz, sondern fürchte dich! . . . Darum schaue die Güte und den Ernst Gottes: den Ernst an denen, die gefallen sind; die Güte aber an dir, sofern (*id est*, wenn) du an der Güte bleibst; sonst wirst du auch abgehauen werden.“²¹⁾ Luther nennt daher²²⁾ die Gesinnung, nach welcher jemand sich vor Gott im Vergleich mit andern ein verschiedenes Verhalten und eine verschiedene Schuld zuschreibt und daraus sich seine Aufnahme in das Reich Gottes erklären will, den „leidigen, heimlichen Tück“ des verderbten Menschenherzens, durch den auch „große Heilige“ gefallen und aus Ersten Letzte geworden sind. Luther legt mit dem größten Ernst dar: kein Christ, er sei Abraham oder ein anderer großer Heiliger, dürfe sich in seinem Herzen über den größten Sünder erheben, sonst sei es bei ihm aus mit dem christlichen Glauben. Wörtlich sagt Luther: Christus „verbietet dir, daß du dich über keine Sire erhebest, wenn du gleich Abraham, David, Petrus oder Paulus wärest“. Luther weist darauf hin, daß aus der inneren Überhebung über andere die Sekten und auch der größte Greuel, das Papsttum, entstanden seien. Und was der Reformator der Kirche warnend in die ganze Christenheit und in die ganze Welt hineinruft, das sagt er auch insonderheit sich selbst und allen lutherischen Lehrern mit diesen Worten: „Darum ist es auch wohl not, daß man dies Evangelium [am Sonntag Septuagesimä] zu unsern Zeiten denen predige, die jetzt das Evangelium wissen, mir und meinesgleichen, die alle Welt lehren und meistern können und achten dafür, wir seien die Nächsten und haben Gottes Geist rein aufgefressen mit Federn und Beinen.“ Daher beschreibt auch die Konkordienformel²³⁾ — im Gegensatz zu Melanchthons Theorie vom „verschiedenen Verhalten“ — die Christen so geflüffentlich und ausführlich als Leute, die bei einer Vergleichung mit denen, die ungläubig bleiben, von sich die gleiche Schuld und das gleiche üble Verhalten bekennen, weil sie wissen, daß sie nur bei dieser Herzensstellung an der christlichen Gnadenlehre und im christlichen Glauben bleiben und nur so Gottes Güte ohne und wider ihr Verdienst, an und bei ihnen, denen er sein Wort gibt und läßt, die er nicht verstockt und verwirrt, erkennen und preisen. Daher heißt es im lateinischen Text der Konkordienformel mit Emphase: Nos [die Seligwerdenden] cum illis [den Verlorengehenden] collati et quam simillimi [völlig gleich] deprehenſi.

Noch mehr! Die Zweiklassentheorie widerspricht so stark dem Fun-

21) Röm. 11, 20. 22.

22) St. L. XI, 513 ff.

23) M. 716, 57—63.

dament des christlichen Glaubens, daß auch solche, die sie in Schriften und Disputationen gelehrt haben, sich von dieser Theorie lossagen, wenn sie in Anfechtung und Todesnot kommen und sich überhaupt vor Gottes Angesicht stellen. Kopernikus in seiner Grabschrift (oder der Mann, der Kopernikus' Grabschrift verfaßt hat) ersieht für sich die Gnade, die Christus am Kreuze dem Schächer gewährt hat. Hugo Grotius, der holländische Staatsmann, vorher arminianisch-römisch gesinnt, bekennt auf dem Sterbebette, als der herbeigerufene lutherische Theologe Johann Quistorp sen. den Zöllner erwähnte: „Der Zöllner bin ich.“ Chrysostomus und Basilius, die in Schriften von einer Mitwirkung des menschlichen Willens zu seiner Befeuerung reden,²⁴⁾ setzen sich in ihren Abendmahlsgebeten, in denen sie nicht vor einem menschlichen Publikum, sondern vor Gott reden, auf eine Bank mit den Zöllnern und Sündern. Chrysostomus betet zu seinem Heiland: „Wie du nicht verabscheut hast den unreinen und verabscheuungswürdigen Mund jener [Sünderin], womit sie dich küßte, so wolle auch nicht verabscheuen meinen Mund, der noch unreiner und schändlicher ist als der Mund jener Sünderin.“ Und Basilius: „Nimm mich an, gütigster Herr, wie die Hure, wie den Schächer, wie den Zöllner und wie den verlorenen Sohn.“ So wird auch durch die christliche Erfahrung bestätigt, daß es sich nicht um bedeutungslose „Subtilitäten“, sondern um das Sein und Nichtsein des christlichen Glaubens handelt, wenn die Konkordienformel so entschieden das „verschiedene Verhalten“ verwirft und so entschieden die Anerkennung der gleichen Schuld und des gleich übeln Verhaltens seitens derer, die glauben und selig werden, fordert. In jüngster Zeit ist in kirchlichen Zeitschriften mehrfach behauptet worden, daß „wir amerikanischen Lutheraner“ viel einiger seien, als wir selbst meinten. Dies würde der Fall sein, wenn wir amerikanischen Lutheraner unter Abweisung des verschiedenen Verhaltens in seinen verschiedenen Formen uns auf den Standpunkt der Konkordienformel einigen könnten.

Zur gründlichen Verständigung gehört auch die Verständigung über den Punkt, in welchem Sinne die „Frage“: Cur non omnes? oder: Cur alii, alii non? oder: Cur alii prae aliis? verwerflich und in welchem Sinne diese Frage nicht verwerflich, sondern von der Schrift geboten ist. Darüber noch zum Schluß. (Schluß folgt.) J. P.

Wer hat den Abendmahlsstreit angefangen?

„Ihr ermahnt mich mit vielen Gründen, daß ich zum Frieden der Kirche willige. . . . Warum habt ihr aber, wozu ihr uns ermahnt, nicht selber erst erwiesen? Ihr kündigt Krieg an und wollt uns doch

24) Konkordienformel. M. 608, 86.

die Rechte des Krieges verbieten. Sehet zu, mein Bucer, daß euch nicht jemand den Wegsäulen vergleiche, die zwar den Weg zeigen, aber niemals selber wandeln. Carlstadt hat jedenfalls den Anlaß gegeben, vom Brot im Abendmahl anders als sonst zu halten. Wer hat den Streit gemehrt? Es zeigen die ausgelassenen Schriften, wer ihn gemehrt habe. Ihr habt den Unflath gerührt; nun ermahnt ihr uns, wir sollen den Stank weder riechen noch aus dem Wege räumen. Der Brand, den ihr angelegt habt, brennt fort, und ihr verbietet nun, wir sollen nicht zulaufen und löschen oder vielleicht nicht einmal gedenken, daß da ein Brand wäre. Meineth ihr, daß dadurch in diesen Dingen Friede geschafft werde? Aber wenn ihr Frieden anbietet, so legt die Waffen ab und versöhnet euch mit uns; denn solange wir eure bloßen [gezückten] Schwerter sehen, verabscheuen wir euch als Feinde.

„Ihr werdet sagen: Wo haben wir das Schwert gezückt oder Krieg angekündigt? Mein Bucer, wir haben zwar prächtige Worte gesehen: Wir suchen Frieden, der Kirche Nuß, wir haben allein die Ehre Christi im Auge. Unterdes aber lehrt ihr ganz anders in euren Kirchen und gebt es in gedruckten Schriften an den Tag. Wir haben bisher aus Christi Wort gelehrt, daß das Brot des Abendmahls kein bloßes Zeichen, sondern der wahre, leibliche Leib Christi sei. Ihr lehrt und schreibt anders und wagt es, doch noch zu sagen, daß ihr den Frieden der Kirche sucht.“¹⁾ So schrieb am 3. Oktober 1525 in ehrlicher schwäbischer Entrüstung Johann Brenz an Martin Bucer und die Strassburger Theologen, die zwischen den Lutheranern und Zwinglianern in dem nun unvermeidlich gewordenen öffentlichen Kirchenstreit die Vermittlerrolle spielen wollten. Läßt es sich aus den historischen Quellen für jenen traurigen Streit, der wohl nie geheilt werden wird, nachweisen, daß Brenz' Auffassung von dem eigentlichen Ursäher und den verblendeten Schürern des Sakramentsstreites die richtige ist? Es erscheint zeitgemäß, gerade in diesem Jahre auf diese Frage einzugehen, weil nun vierhundert Jahre verstrichen sind, seit Luther jene drei Predigten in der Fastenzeit 1526 hielt, die er dann zu seinem „Sermon vom Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwärmgeister“ verarbeitete.²⁾ Mit dieser Schrift griff Luther zum erstenmal persönlich und direkt in den in der Schweiz und im Oberlande ausgebrochenen Streit ein, und es besteht die Meinung, daß der mit dieser Schrift gemachte „Ausfall“ Luthers der eigentliche Anfang des Sakramentsstreites sei.

1) Aus Pfaffs *Acta et Scripta Publica Ecclesiae Wirtembergicae*, p. 198; übertragen in die St. L. Ausg. der Werke Luthers, Bd. XVII, 1571.

2) Diese Schrift ist nach den Forschungen Pietsch' (Weim. Ausgabe, Bd. 19, S. 475) vor dem 13. Oktober 1526 von Hans Lust in Wittenberg veröffentlicht worden. Sie findet sich in der St. L. Ausg., Bd. XX, 734 ff.

1.

Brenz führt den Abendmahlsstreit auf Carlstadt zurück. Um die ganze Tragweite dieses Hinweises zu erfassen, genügt es nicht, auf die vom 24. Juni 1521 datierte Schrift Carlstadts „Von den Empfahern, Zeichen und Zusage des heiligen Sakraments des Fleisches und Blutes Christi“³⁾ hinzuweisen, sondern man muß im Leben Carlstadts weiter zurückgreifen und den Charakter dieses ehrgeizigen und eigensinnigen theologischen Spekulanten, Aufrührers und Vagabunden verstehen lernen. Denn Carlstadts Irrtum in der Sakramentslehre ist nicht eine bloße Einzelerrscheinung in der Lehre eines sonst rechtgläubigen Theologen, sondern nur eine typische Äußerung nebst vielen andern, welche die bodenlose Zerkahrenheit und den geistlichen Bankerott dieses Pseudo-reformators dokumentieren. Für diesen Schwarmgeist haben einst die Schweizer das Patronat übernommen, als man in Sachsen und Franken seinen Irrtum niedergekämpft und Carlstadt selbst sich in diesen Ländern unmöglich gemacht hatte.

Carlstadt war einige Jahre älter als Luther. Er war 1504 an die philosophische Fakultät der Universität Wittenberg berufen. Schon vorher hatte er sich das Bakkalaureat der Heiligen Schrift erworben. 1508 promovierte er zum Sententiarius und 1510 zum Doktor der Theologie. Als derzeitiger Dekan der theologischen Fakultät erteilte er 1512 die Doktorwürde an Luther. Nach dem Weggang Trutvetters rückte er in dessen theologische Professur ein und wurde damit auch Archidiaconus an der Stiftskirche und Pfarrer zu Orlamünde. Das war damals eine stehende Einrichtung, um den Universitätsprofessoren feste Einkünfte zu sichern. Die Pfarre zu Orlamünde hatte Carlstadt durch einen Vikar zu verwalten. Er strich die Einkünfte ein, aber die Bedienung der Pfarre war so mangelhaft, daß darüber fortwährend Klage geführt wurde. Wegen eines rückständigen Hauszinses von zwölf Gulden verklagte Carlstadt den Schösser Anton Niemark zu Wittenberg und verlor den Prozeß. In seinem Ärger „appellierte er an päpstliche Heiligkeit“, was ihm aber von seinem Ordenskapitel untersagt wurde. Der Kurfürst erteilte ihm für diese Appellation einen scharfen Verweis. Grollend unterwarf sich Carlstadt, faßte aber zugleich den Gedanken, daß ein Theolog mehr ausrichten könne, wenn er auch Jura studiert habe. Er bat nun bei seinem Ordenskapitel um Urlaub, eine Wallfahrt nach Rom zu machen. Er gab vor, er habe dies gelobt, als er vor fünf Jahren von Räubern überfallen worden sei. Das Kapitel gab das Gesuch an die Universität weiter, und der Rektor entschied, wenn es mit dem Überfall und dem Gelübde seine Richtigkeit habe, könne man das Gesuch nicht abschlagen. Da man aber erfahren hatte, Carlstadt wolle in Rom Jura studieren, was den Alexikern verboten war, so wurde ihm das Versprechen abgenommen, daß er in vier Monaten von seiner Wallfahrt zurückkehren werde und unterdessen seine Amtsgeschäfte durch einen Ver-

3) St. L. Ausg., Bd. XX, 2288.

treter verwalten lasse. Als seinen Vertreter schlug Carlstadt einen böllig untüchtigen Menschen vor, der zurückgewiesen werden mußte und sich auch selber weigerte, die Vertreterdienste zu übernehmen. Nun ritt Carlstadt zum Kurfürsten nach Torgau, der ihn aber an sein Kapitel und an die Universität zurückverwies. Nach Wittenberg zurückgekehrt, leg Carlstadt seinem Kapitel vor, der Kurfürst habe ihm einen längeren Urlaub erteilt, und das Kapitel schwieg aus Respekt vor dem Kurfürsten. Carlstadt zog nun im Lande umher und sammelte milde Gaben für seine Romfahrt. Nach vielen Wochen tauchte er in Rom als Lückenbüßer in einer Schreibstube auf. Verwalter für seine Amtsgeschäfte hatte er nicht bekommen können, „denn niemand's mit ihm will gern zu schiden haben, seines Gezenkes halben“. Von Rom aus forderte er, daß man ihm seine Einkünfte zuschicken möchte, „weil er Jura studieren wolle“. (1) Auf dies unverschämte Ansinnen ließ ihm der Kurfürst, an den er sich gewandt hatte, den Befehl zu sofortiger Rückkehr erteilen und, als er nicht gehorchte, in einem zweiten Brief ihm sagen, wenn er nicht bis zu einem bestimmten Datum wieder auf seinem Posten wäre, würden alle seine Ämter als erledigt erklärt und neubesetzt werden. Nun erschien er, nachdem fast ein Jahr verstrichen war, am Hofe zu Torgau und reichte, um sich weiß zu waschen, eine lügenhafte Anklage gegen sein Kapitel ein, die von letzterem mit Stillschweigen übergangen wurde. Mitte Juni 1516 fungierte der fromme Wallfahrer wieder als Dekan der theologischen Fakultät in Wittenberg. Niemand mochte dem unverschämten Carlstadt die verdiente Rüge erteilen, weil jedermann einen Hader mit dem rechthaberischen Menschen fürchtete.

Zu seinem großen Mißbehagen entdeckte Carlstadt, daß sich der junge D. Luther während seiner Abwesenheit zu einer bedeutenden Persönlichkeit in Wittenberg entwickelt hatte. Neidisch beobachtete er Luthers Kampf gegen die scholastische Theologie und hielt es mit Luthers Gegnern. Als Luther bei der Disputation M. Bernhards, durch welche Ansdorf bekehrt wurde, die dem Augustin zugeschriebene Schrift *De Vera et Falsa Poenitentia* für unecht erklärte, nahm Carlstadt an diesem Angriff auf die Hauptautorität der mittelalterlichen Bußlehre schweren Anstoß. Aber sobald er sich überzeugt hatte, daß in Wittenberg ein neuer theologischer Wind wehte, setzte er hurtig seine Segel um und trat plötzlich mit 152 Thesen über den Unterschied von Natur und Gnade und einer Bearbeitung der Schrift Augustins *De Spiritu et Litera* als Führer der neuen Bewegung auf.

Carlstadts Führerschaft setzte aber immer erst dann ein, wenn er bei Luther eine Vorwärtsbewegung beobachtet hatte, die erfolgreich verlief und Aufsehen erregte. Gegen Luthers Ablassthesen verhielt er sich ziemlich kühl, und erst als der Widerhall der Thesen aus ganz Europa an sein Ohr schlug, war er überzeugt, daß Opposition gegen den Ablass zum Repertoire eines auf der Höhe der Zeit stehenden Theologen gehörte, und brach nun den bekannten Streit mit Eck vom Baum, der

zu der Leipziger Disputation führte.⁴⁾ Carlstadts Biograph Jäger erkennt in dem für Carlstadt beschämenden Verlauf dieser Disputation dies als einen glänzenden Erfolg Eds, „daß er den Anfang der Zwietracht zwischen Carlstadt und Luther veranlaßte“. Von dieser Zeit an beobachtete nämlich Carlstadt Luther mit schlecht verhehltem Argwohn, machte bald verblühte, bald grobe, hämißche Angriffe auf Luther und suchte Luthers Rechtgläubigkeit zu verdächtigen, z. B. wegen der Bemerkungen Luthers über den Jakobusbrief, von welchen Carlstadt behauptete, Luther habe dieselben nur gemacht, um ihn, Carlstadt, der damals Vorlesungen über den Jakobusbrief hielt, in den Augen seiner Studenten herabzusehen. Er polemisierte auch schriftlich gegen Luther, der aber diese Angriffe ignorierte und sein Urteil über den Jakobusbrief in der Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche“ und in der „Vorrede zum Neuen Testament“ ruhig wiederholte und den Grund und die Veranlassung zu seinem Urteil angab.

In diese Zeit fällt auch Carlstadts Vorschlag an Spalatin, die Universität Wittenberg, die nun anfang von allen Universitäten angefeindet zu werden, zu ihrer eigenen Beschützung zu reorganisieren. Die Neugestaltung sollte sich in Carlstadt konzentrieren. Demselben sollte nämlich die Stelle eines damals todkrank daniederliegenden Kanonikus zugesichert werden. Ferner munterte Carlstadt die Studenten auf, sie möchten sich mit einigen Magistern verbinden und eine gemeinschaftliche Petition an den Kurfürsten einreichen zu dem Zweck, daß der Kurfürst Carlstadt die Einkünfte einer kirchlichen Pfründe gebe, ohne ihn zu den damit verbundenen Kirchendiensten zu verpflichten, damit er, ohne durch Sorgen gehemmt zu sein, eine geniale Verteidigung der Universität gegen ihre furchtbaren Gegner unternehmen könne. Diese Gefahr, erklärte Carlstadt, sei allerdings eine simulierte, aber man gebrauche ja zuweilen solche Fiktionen, wenn man etwas Erhofftes herbeiführen wolle. Dieses Bittgesuch solle Spalatin dann, als von Carlstadts bewundernden Zuhörern kommend, beim Kurfürsten einreichen. Zur argen Enttäuschung Carlstadts versagten aber nun die Studenten, die bei diesem unsauberen Handel nicht Handlangerdienste leisten wollten, und der unermüdlich für die Rettung der Wittenberger Universität sorgende Carlstadt machte sich unverdrossen daran, die besagte Petition selber aufzusetzen, schickte sie an Pfeffinger und bat Spalatin nur, er möge sie beim Kurfürsten befürworten. Auch dieser selbstopfernde Plan Carlstadts wurde von den Betreffenden mit stummem Mitleid ad acta gelegt, und Carlstadt war nun noch gründlicher als vorher überzeugt, daß man seine Tüchtigkeit absichtlich verkenne.

Dann kam die Bannerklärung Luthers, in die Ed auch Carlstadt eingeschlossen hatte. Carlstadts Mutter und zahlreiche Verwandte drangen in ihn, er solle sich dem Papst unterwerfen. Es kostete Carl-

4) Diesen Vorfall habe ich weitsläufiger beschrieben in *The Leipzig Debate of 1519*.

stadt einen schweren inneren Kampf zur Entscheidung. Er war in seiner Kritik römischer Mißbräuche sehr diskret verfahren; denn es standen für ihn bei der Abschaffung derselben Einkünfte auf dem Spiel. Aber er rang sich schließlich durch die Betrachtung des Leidens Christi zu einer mächtigen Märtyrerbegeisterung hindurch und setzte die Welt durch eine ganze Reihe von Schriften gegen das Papsttum in unglaublich rascher Aufeinanderfolge in Erstaunen. Seine Angriffe richteten sich gegen das Weihwasser in den Kirchen, gegen die Bücherverbrennungen, welche die Löwener Theologen angestellt hatten, gegen den Zölibat und die Mönchsgelübde, gegen Messe und Bilder, gegen die Heiligkeit und die angemachten Hoheitsrechte des Papstes usw. Er appellierte auch an ein allgemeines christliches Konzil und veröffentlichte „Bedingungen“ für dasselbe. Weder mit Luther noch mit Melancthon, die damals die anerkannten Vorkämpfer im Kampf mit Rom waren, beriet sich Carlstadt. Aber er machte weder durch die Quantität noch durch die Qualität seiner Angriffe auf das Papsttum Eindruck und wurde merklich verstimmt. Eine neue Ruhmesbahn schien sich ihm aufzutun, als im Frühjahr 1521, während Luther sich zu seiner Reise nach Worms rüstete, eine Einladung von König Christian II. von Dänemark an Carlstadt gelangte, er möge nach Kopenhagen kommen und dort unter dem Schutz des Königs die Reformation einführen. Carlstadt ging begierig auf diese Einladung ein und vollzog seine Reise, während Luther sein Verhör in Worms bestand und ins Exil auf die Wartburg zog. Die Reformation Dänemarks wurde aber ein klägliches Fiasco, weil der reformfreundliche König als ein Verbrecher offenbar wurde und nun schleunigst in dynastischem Interesse seinen Frieden mit Rom zu machen suchte. Schon hatte Carlstadt ein wundervolles neues Gesetzbuch verfaßt, in welchem mit dem Zölibat der Priester ziemlich aufgeräumt, die Länderebesitze von Prälaten und Alerikern von deren sofortiger Verehelichung abhängig gemacht und ein Noviziat für Nonnen nicht vor dem fünfundzwanzigsten Lebensjahre zugelassen wird. Da mußte er plötzlich Kopenhagen nach nur einmonatigem Aufenthalt verlassen, und im Juni 1521 war er bereits nach Wittenberg zurückgekehrt. Hier begann nun in Luthers Abwesenheit nach Carlstadt'schen Begriffen von Kirchenreformation die Glanzperiode der Karriere Carlstadt's, und in diese Zeit fällt auch der erste Angriff Carlstadt's auf die biblische Sakramentslehre.

(Fortsetzung folgt.)

D a u.

Vermischtes.

Luthers derbe Ausdrucksweise. Darüber schreibt D. Aug. Pfeiffer in „Luthertum vor Luther“ (S. 150 ff.) gegen den Jesuiten P. Arnold Engel: „Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß Luther einen sonderbaren, freien Stil (Ausdruck) führe und sich endlich seine Schuhe nicht zu

eines jeden Füßen schiden; allein, es hat's damals die Zeit mit sich gebracht. Auf einen harten Ast hat ein harter Keil und auf einen bösen Kopf eine scharfe Lauge gehört. So muß man bekennen, daß zu der Zeit nach der alten deutschen Art die Worte zwar derb und hart (wiewohl man sich damals über Luthers Schreibart nicht geärgert noch ihn deswegen, als über etwas Seltsames, zur Rede gesetzt hat), das Herz und die Meinung aber gut gewesen, da hingegen heutiges tags mancher in Worten fein und höflich genug ist, also, daß er *sine petitione veniae* (ohne um Verzeihung zu bitten) keine Sühre nennen darf, der doch weder Gott noch Menschen um Verlaub bittet, wenn er hurt und buht. . . . Man verargt es zum Exempel Luther sehr hoch, wenn er des Papstes Dekrete Dredete heißt; allein, hat unser Heiland nicht dergleichen getan, wenn er für Beelzebub, ein Fliegengott, sagt Beelzebub, das ist, ein Dredgöze? Davon P. Engel (wenn anders die hebräischen Krehse ihm nicht zu schwer zu klauben sind) nachlesen kann meine *Dubia Bibl.* P. 1, p. 386 und P. 2, p. 18. . . . Summa, Luther hat wider den Papst und seine Verfechter niemals zu hart geredet, sie haben's noch härter verdient; niemals hat er's ihnen so grob gesagt, sie haben's noch gröber gemacht, wie solches von den Unfrigen zur Genüge dargetan. *Quid mirum, si candide scapham, scapham dixit?* (Was Wunder, wenn er rund heraus jedes Ding bei seinem Namen genannt?) — über den Vorwurf, Luther habe sonderlich auch Könige und Fürsten zu hart angetastet, schreibt Pfeiffer a. a. O. S. 149 f.: „Wer die Obrigkeit schimpflich halte, Luther oder der Papst, davon könnte viel gesagt werden. Einmal ist gewiß, daß Luther die Obrigkeit, für sich betrachtet, nicht mit Füßen getreten, sondern ihren Stand dermaßen legitimiert (zu Ehren gebracht) hat, daß sie nun des Papstes Fußschemel nicht mehr sein darf. Daß aber dennoch Luther zuzeiten Könige und Fürsten in anderm Absehen nicht als Obrigkeit, sondern als Verfolger des Evangeliums oder auch als seine Widerpart', indem sie sich mit ihm in wissenschaftlichen Streit eingelassen, etwas hart behandelt, das haben sie theils verdient, theils an ihm sich geholt, wäre besser gewesen, sie hätten ihres Tuns gewartet und andere wissenschaftlich streiten lassen, so wäre ihnen standesgemäße Behandlung widerfahren. Ein König, der von einer Privatperson nicht will zuschanden oder schachmatt gesetzt werden, muß nicht mit ihr spielen, denn beim Spiel wird er nicht als König, sondern als ein Gegenspieler betrachtet. Also hat Luther Könige und Fürsten, die ohne rechten Grund sich wegen der Lehre mit ihm eingelassen, als seinen theologischen Widerpart nach Erforderung der Sache behandeln müssen. Sie sind unrecht bei ihm angekommen und haben sich in seinen heroischen Geist nicht schiden, viel weniger ihm widerstehen können. Man lasse doch diesfalls Luthers eigene Erklärung gelten (Tom. 2, Jen., f. 207 b): Ich weiß auch wohl, daß meine Schriften fast allesamt der Art gewesen sind, daß sie zuerst angesehen gewesen als seien sie aus dem Teufel, und man besorgte,

der Himmel würde bald einfallen; aber hernach ist's bald anders geworden. Es ist jetzt eine andere Zeit, daß man die großen Häupter, so vorher ungewohnt, antastet, und was Gott im Sinn hat, wird man sehen zu seiner Zeit. Nicht daß ich mich damit entschuldige, als sei nichts Menschliches an mir, sondern daß ich mich dessen rühmen kann mit St. Paulus: ob ich gleich zu hart bin, daß ich dennoch je die Wahrheit gesagt habe, und mir niemand kann Schuld geben, daß ich geheuchelt habe. Soll ich je einen Fehler haben, so ist's mir lieber, daß ich zu hart rede und die Wahrheit zu unvernünftig herausstoße, als daß ich irgendeinmal heuchelte und die Wahrheit inne behielt. Verdrießt aber die großen Herren mein freies, hartes Schreiben, so lassen sie meine Lehre unangefochten und warten des Thren, ich tue ihnen kein Unrecht. Sündige ich etwas daran, das sollen nicht sie, denen ich nur recht tue, sondern Gott allein vergeben."

Wann war Paulus in Korinth? über diese Frage findet sich eine interessante Erörterung in der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ (Juli 1925) aus der Feder Th. Schlatters. Anknüpfend an die berühmte in Delphi gefundene Claudius=Inschrift, spricht er im Laufe des Artikels die Ansicht aus, daß Gallio von Ende April 51 bis Ende April 52 Prokonsul Achajas war. Die anderthalb Jahre, die Paulus nach Apost. 18, 11 in Korinth zubrachte, setzt Schlatter vor den Amtsantritt Gallios, sich auf die Reihenfolge der in Apost. 18 erzählten Ereignisse stützend. „Paulus wäre also im Herbst 49 nach Korinth gekommen und hätte die Stadt gegen Ende des Sommers 51 wieder verlassen.“ Zwei weitere beachtenswerte Punkte macht der Verfasser geltend für die Ansicht, daß Gallios Ankunft gegen Ende der Anwesenheit des Apostels in Korinth angelegt werden müsse. Er schreibt: „Wäre Gallio schon der Prokonsul von Achaja gewesen, als Paulus dorthin kam, so wäre die betonte Voranstellung des Namens in V. 12, die doch den Eindruck erweckt, daß vorher ein anderer das Amt führte, nicht begründet. Und gerade bei dem neuen Statthalter mochten die Juden hoffen, mit ihrer zweifelhaften Anklage leichter durchzudringen, ähnlich wie später Festus seine Amtsführung mit einem Entgegenkommen gegen die Juden zum Nachteil des Paulus beginnen wollte.“ Der Verfasser zeigt auch, wie sich die folgenden Ereignisse im Leben Pauli an seinen Aufenthalt in Korinth anreihen, indem er schreibt: „Demgemäß werden wir, wenn Gallio sein Amt im Frühsommer 51 übernahm, die Abreise des Paulus von Korinth an das Ende des Sommers 51 setzen dürfen. Mit Recht hat Latsfeld daran erinnert, daß Paulus die Reise nach Jerusalem eilig durchführte, und auf die ‚westliche‘ Lesart zu Apost. 18, 21 verwiesen, die als Grund der Eile den Wunsch des Paulus nennt, das bevorstehende Fest in Jerusalem mitzufeiern. Reiste Paulus im Herbst, so wäre das Fest nicht ein Passah- oder Pfingstfest gewesen, sondern ein Laubhüttenfest, das dritte der großen Wallfahrtsfeste. Dann brachte er den Winter 51 und 52 in Antiochien zu (18, 23), von wo er im Frühjahr 49 aufgebrochen

war, und trat im Frühjahr 52 die sogenannte dritte Missionsreise an.“ Mit solchen historischen Erörterungen und Daten wird man allerdings niemand zu einem Christen machen. Aber insofern sie unser Verständnis des lieben Bibelbuches fördern und uns Waffen zu seiner Verteidigung in die Hand geben, nehmen wir solche Aufschlüsse dankbar entgegen.

II.

Können Tiere denken? Über diese Frage schreibt Dr. Dennert dem „Friedensboten“ zufolge wie folgt: „Daß sie dies instinktiv ständig tun, wissen wir; aber auch auf Überlegung hin? Es gibt darüber sehr hübsche Versuche des amerikanischen Tierpsychologen Thorndike, die noch immer nicht genügend bekannt sind. Es handelt sich darum, ob Tiere ihre Wahrnehmungen in logischer Weise begrifflich derartig miteinander verknüpfen können, daß sie dementsprechend eine neue, nicht lediglich auf Instinkt beruhende Handlung vornehmen. Um dies zu entscheiden, brachte der genannte Forscher Hunde, dann auch Katzen und Mäuse in einen Käfig, ließ sie hungern und legte außerhalb des Käfigs, den Tieren sichtbar, Nahrung nieder; dann wurde es so eingerichtet, daß sich der Käfig sehr einfach öffnen ließ. Die hungernden Tiere fanden sich also vor der Aufgabe, den Käfig zu öffnen, um zu ihrer Nahrung zu gelangen. Allerdings gelang ihnen dies manchmal, allein nicht durch Überlegung, sondern rein zufällig. Dies ergibt sich daraus, daß sie sich nach einem gelungenen Versuch wieder genau so dumm anstellten wie vorher, während sie doch nach einem mit Überlegung gelösten Versuch die Lösung auch für die folgenden Versuche erfaßt haben müßten. Eine Versuchsreihe mit einer Katze mag dies beweisen. Nachdem sie bei einem Versuch nach dreizehn Minuten erfolglos blieb, war sie beim nächsten nach 9.3 Minuten erfolgreich, dann nach 0.5 Minuten, beim nächsten aber erst nach 15 Minuten, dann nach 6 Minuten erfolglos. Nach vierundzwanzig Stunden wurden die Versuche fortgesetzt. Der erste war nach 20 Minuten erfolglos, der folgende dagegen nach 4.3 Minuten erfolgreich; darauf aber waren die nächsten Versuche nach 20.2 und 15 Minuten alle wieder erfolglos und ebenso vierundzwanzig Stunden später nach 60 Minuten. So war es bei allen Versuchen und bei Mäusen und Hunden auch. Daß es mit Menschenaffen nicht besser steht, haben die hochinteressanten Versuche von Wolfgang Köhler gezeigt. Aus alledem folgt, daß die Tiere nicht aus logischer Überlegung zweckmäßig handeln; wenn es zu geschehen scheint — und dies ist ja ganz gewiß oft der Fall —, so liegt ein Zufall vor, nicht aber Überlegung. Wohl haben die Tiere einen Komplex [das heißt, Zusammenhang] von Empfindungen, im besten Fall von Vorstellungen, und wenn diese räumlich zusammenfallen, so kann ein Überlegen vorgetäuscht werden; wenn sich die Lage aber nicht überblicken läßt, so ist davon keine Rede. Sehr schön zeigte sich das an Köhlers Schimpansen, die nur dann eine heißbegehrte Banane mit einem Stock herbeiholten, wenn sie beide (Banane und Stock) zugleich mit ihren Blicken umfassen konnten. Hier wurde

ganz klar: was den Tieren fehlt, ist die Bildung von Begriffen und deren logische Verknüpfung. Sie haben eben nur Empfindungskomplexe. Begriffe aber sind die Grundlage des Denkens und damit des intelligenten Handelns. Wir sind daher durch die Tatsachen gezwungen zu sagen: Tiere handeln nie aus Überlegung zweckmäßig, Tiere können nicht denken. Dies ist ein Monopol des menschlichen Geistes." A.

Literatur.

Geschichte der Allgemeinen Ev.-Luth. Synode von Wisconsin und andern Staaten. Von Joh. B. Köhler. Northwestern Publishing House, Milwaukee, Wis. Preis: \$2.50. Für Pastoren und Lehrer: \$2.00.

In einer Hinsicht bedauere ich es, daß diese Geschichte der Ehrw. Wisconsin-synode hier erst jetzt zur Besprechung kommt. Es möchte das nämlich den Eindruck erwecken, als zögere die Redaktion von „Lehre und Wehre“, dieses Werk zu empfehlen. Das ist durchaus nicht der Fall. Von einem andern Gesichtspunkt aus aber mag es vorteilhaft sein, daß diese Rezension so spät erscheint. Ein Freund sagte mir neulich, daß nach seiner Meinung es verfehlt sei, wenn alle Blätter unserer Synode ein empfehlenswertes Buch zu ein und derselben Zeit zur Anzeige bringen. Es sei wirkungsvoller, wenn erst dieses, dann jenes Blatt das Buch bespreche. Dadurch würde nämlich die Aufmerksamkeit der Brüder nicht bloß einmal, sondern wiederholt auf das neue Werk gerichtet. Das mag seine Richtigkeit haben, und ich hoffe, daß der verehrte Autor und sein Verlagshaus die Verspätung in diesem Lichte beurteilen werden. Da unsere Schwestersynode von Wisconsin und andern Staaten im vergangenen Jahr ihr fünfundsiebzig-jähriges Jubiläum gefeiert hat, so war es gewiß am Platze, daß einer ihrer Hauptschriftsteller, ihr Kirchenhistoriker, Prof. J. B. Köhler, im Jubiläumsjahr eine Geschichte der Synode herausgab.

Der vorliegende Band ist 307 Seiten stark und behandelt die „Vorgeschichte und Geschichte der Gründung und Sammlung der Wisconsin-synode“. Der Faden der Erzählung wird bis zum Jahre 1861 geführt, wo eine wichtige Synodalversammlung in Watertown stattfand. Die weitere Geschichte der Synode soll in einem zweiten Band behandelt werden. Zunächst kann nun gesagt werden, daß wir hier nicht ein Phantasiemalheur haben, ein Erzeugnis der Einbildungskraft des Verfassers, sondern wirkliche Geschichte. Prof. Köhler hat das einschlägige Material mit Mühe und Fleiß erforscht und legt hier historische Tatsachen vor. Es ist bekannt, daß er Anno 1924 in Europa war und dort sich Zutritt zu so manchen Quellen verschaffte, die ihm hierzulande nicht zu Gebote standen. Was er gefunden hat, bringt er nun zur Darstellung. So tritt uns hier das erste Erfordernis eines historischen Wertes entgegen: wahrheitsgetreue Mitteilung des Geschehenen. Doch wird von einem Geschichtschreiber mehr verlangt, als daß er die nackten Ereignisse, Daten und dergleichen mehr nach Weise eines Chronisten aufzeichnet. Macht er auf den Namen eines Historikers Anspruch, dann muß er auch den inneren Zusammenhang der verschiedenen Tatsachen, von denen er berichtet, aufzeigen, ihr Werden und ihre Resultate schildern und so ihre Bedeutung herausstreichen. Das tut Prof. Köhler in diesem Geschichtswerk. Was er in der Vorrede selber als Zweck seines Buches hinstellt, nämlich durch „Aufzeigen der intimeren Zusammenhänge, die in offiziellen Veröffentlichungen nie ganz zur Darstellung kommen, ein Verständnis des Geschehens und Werdens unter Menschen und Christen zu ermöglichen“, das hat er erreicht. Vor allem aber muß gesagt werden, daß er alle Ereignisse vom Standpunkt des Wortes Gottes aus betrachtet. Nicht bloß eine Darstellung von Geschehnissen mit ihren Ursachen und Wirkungen, sondern auch die rechte Beurteilung davon findet sich hier. Das macht das Buch wertvoll für jedermann, selbst für solche, die wenig historischen Sinn besitzen und an geschichtlichen Ausführungen keinen eigentlichen Gefallen finden. In den einleitenden Kapiteln holt der Verfasser weit aus. Um den rechten Hintergrund zu gewinnen, läßt er die Haupterscheinungen der Kirchengeschichte seit Christi Geburt

an uns vorüberziehen. Besonders richtet er die Aufmerksamkeit seiner Leser auf die Reformation. Ihm ist es in diesem Teil der Arbeit nicht so wohl darum zu tun, zu erzählen, als vielmehr, die großen Geistesrichtungen und -strömungen der verschiedenen Perioden zu kennzeichnen. Renaissance und Barock schneiden schlecht ab, und das werden die meisten Leser ganz in der Ordnung finden. Dann und wann konnte ich allerdings dem abgegebenen Urteil nicht beistimmen. Der nächste Hauptabschnitt behandelt die Vorgeschichte der Wisconsinynode. Was dort über die Baseler Christentums-Gesellschaft, die Norddeutschen Missionsgesellschaften, die Baseler Missionsgesellschaft und Pilgermission der Krischona, die Rheinische Missionsgesellschaft und den Langenberger Verein für die Deutschen in Amerika zu lesen ist, führt wohl die meisten in unserm Lande gebornen Glieder der jetzigen Generation in ein unbekanntes Gebiet, ist aber lehrreich. Die Kapitel über die Altlutheraner in Nordamerika, in denen besonders auch auf die Buffalo- und die Missouriynode eingegangen wird, bieten mehr des Bekannten und sind sehr interessant. Der letzte Hauptteil des Werkes schildert die Gründung und Sammlung der Wisconsinynode. Wer die Gründer waren, an welchen Orten sie wirkten, unter was für Schwierigkeiten nach außen und nach innen der neue Körper entstand, wie so manche Unklarheit und mancher Irrtum überwunden werden mußten und mit Gottes Hilfe auch überwunden wurden, was die Beziehungen zu den Lutheranern des Ostens und des damaligen Westens waren, wie die allgemeine Geschichte der lutherischen Kirche Amerikas mit in die Entwicklung der Wisconsinynode hineinspielte: das sind Punkte, die erörtert werden. Dankbar wird der Leser sein für die Exzerpte aus Briefen und andern Dokumenten, die einem die Männer jener Zeit näher bringen, als die Beschreibung eines andern es tun kann. Besonders gefallen hat mir auch, daß der Verfasser, wenn er eine neue dramatis persona einführt, genügend biographische Notizen beibringt, so daß man sich ein Bild von dem Antömling machen kann. Möge diese treffliche Geschichte, die übrigens ganz die Eigenart ihres Verfassers in Anschauungen und Schreibweise an sich trägt, weithin gelesen werden und mit dazu beitragen, die Liebe zum alten Evangelium, das hier in Amerika große Siege errungen hat, wach zu erhalten und zu stärken!

A.

Sermon Outlines on the Gospels. Selected by Dr. G. Thomasius. Compiled by Rev. George Hein. Lutheran Book Concern, Columbus, O. Preis: \$2.00. Zu beziehen vom Concordia Publishing House, St. Louis, Mo.

Der deutsche Theolog Thomasius hat seinerzeit eine neue Peritopenreihe zusammengestellt. Die in dem vorliegenden Buch gebotenen Entwürfe behandeln die von Thomasius ausgesuchten Schriftabschnitte. Da diese Entwürfe von einer ganzen Anzahl von Verfassern herrühren, so ist natürlich die Qualität und der Stil der einzelnen Dispositionen sehr verschieden. Neben wirklich vortrefflichen Leistungen findet sich auch Minderwertiges. Unsere Pastoren werden aber das Material, das hier vorliegt, anregend finden und darum dankbar dafür sein. Soweit mir bekannt ist, sind die Pastoren, die bei der Herstellung dieser Sammlung mitgewirkt haben, Glieder der Ohioynode.

A.

Concordia Calendar. A Christian Annual for the Year of Our Lord 1926. Published by the Concordia Mutual Benefit League, Lutheran Bldg., 105—109 N. Dearborn St., Chicago, Ill. Edited and compiled by J. A. and E. A. Fleischer. Price, 50 cts.

Diesen Kalender möchte ich warm empfehlen. Während allerdings manches von dem Material, das er bringt, hauptsächlich für die Lutheraner von Chicago und Umgegend von Nutzen ist, enthält er doch auch viele Artikel, Erzählungen und Gedichte, die allgemeines Interesse besitzen. Gesund lutherischer, ferniger Lesestoff wird geboten. Die Sprache ist teils deutsch, teils englisch.

A.

Im Verlag der *Lutheran Synod Book Co.*, 2307 Irving Ave., N., Minneapolis, Minn., ist erschienen:

1. **Evangelist Lutherist Folks-Kalender for Maret 1926.** Preis: 20 Cts.

Dies ist der Kalender unserer norwegischen Brüder. Er enthält viel interessanten Lesestoff; besonders hervorzuheben sind mehrere Artikel, die sich mit Johannes Hus und seiner Zeit befassen. Allen unsern Lesern, die des Norwegischen kundig sind, sei dieser Kalender herzlich empfohlen.

2. Beretning om det ottende aarlige aarsmode af den norske Synode af den Amerikanste Evangelist Lutherste Kirke. Preis: 50 Ets.

Der Synodalbericht der mit uns verbundenen Norwegischen Synode. Neben andern wertvollen Sachen enthält der Bericht ein norwegisches Referat über den jüngsten Tag aus der Feder des ehrwürdigen Pastors B. Harstadt und sodann eine Reihe von Aufsätzen, von einer Anzahl Pastoren geliefert, in englischer Sprache über das allgemeine Thema: "True Christian Progress." Es ist dies ein feiner Gedanke, ein größeres Thema auf der Synode in der Weise zu besprechen, daß die einzelnen Punkte von verschiedenen Rednern ausgeführt werden. Während vielleicht Einheitlichkeit der Darstellung unter einer solchen Weise leidet, gewinnen andererseits die Lehrverhandlungen dadurch an Lebendigkeit. Es scheint mir wünschenswert, daß unsere Synodalbeamten sich einmal mit der Frage befassen, ob eine solche Arbeitsverteilung nicht auch den Lehrverhandlungen auf unsern Synoden förderlich sein würde. M.

Im Verlag unserer Brüder in Brasilien, *Casa Publicadora Concordia, Porto Alegre*, ist erschienen:

1. Synodalbericht des Brasilianischen Distrikts der Missourishnede 1925. Preis: 35 Ets.

In den Lehrverhandlungen wurde die Besprechung des Themas fortgesetzt: "Warum haben wir Lutheraner Gemeindeschulen, und warum sollen und wollen wir uns mit allem Ernst durch Gottes Gnade ihr ferneres Gedeihen am Herzen gelegen sein lassen?" P. A. Kramer war Referent und zeigte in diesem Teil seiner Arbeit, daß wir Lutheraner Gemeindeschulen hegen und pflegen um unserer Kinder und um der Kirche willen. Neben dem Referat ist besonders wichtig der Missionsbericht, der ausführlich ist und einen feinen Einblick in die Arbeit unserer Brüder in Südamerika gewährt.

2. Luther-Kalender für Südamerika. Zweiter Jahrgang. 1926. Preis: 20 Ets.

Diesen Kalender wird man überall mit Interesse lesen. Viel gesunde, interessante Lektüre wird uns darin unterbreitet. M.

Predigten D. Martin Luthers, auf Grund von Nachschriften Georg Rörers und Anton Lauterbachs bearbeitet von Georg Buchwald. Erster Band. Verlag von C. Bertelsmann, Gütersloh. 671 Seiten 7×9¼, in Leinwand gebunden. Preis: M. 12.

Das ist ein Buch, an dem man seine helle Freude haben kann. Es ist bekannt, daß Luther nur wenige seiner Predigten selbst herausgegeben hat. Andere besorgten dies und durchaus nicht immer in rechter, zuverlässiger Weise, so daß Luther sich öfters beklagte, manchmal sogar einen richtigen Neubruck veranstalten mußte. Hier werden nun zum erstenmal Predigten Luthers gebracht, wie er sie gehalten hat, auf Grund der sorgfältigen, auf der Universitätsbibliothek in Jena aufgefundenen Nachschriften Georg Rörers. Der Herausgeber dieser Predigten, D. Buchwald, ist ein bekannter Lutherforscher der Gegenwart. Auf 23 Seiten gibt er eine höchst wertvolle und interessante Einleitung, die von der Eigenart der hier dargebotenen Predigten Luthers handelt. Sie stammen alle aus den Jahren 1528 bis 1530. Und wenn man dann diese Predigten auch nur durchfliegt, so steht, wie Buchwald hervorhebt, Luther vor uns in seiner volkstümlichen, oft von Poesie durchdrungenen, stets anschaulichen, mitunter auch etwas derben Weise vor uns. Nur ein paar Beispiele. Vom Namen Jesus sagt er: "Du kannst die Buchstaben nicht groß genug machen; jeder Buchstabe ist größer als die ganze Welt." In der Gewißheit der Auferstehungshoffnung jubelt er: "Seid uns Gott willkommen, lieber Sarg, liebe Würmer, liebes Grab! Wenn ihr mich verschlungen habt, wird der kommen, der mich auferwecken wird wie eine schöne Sonne." Von dem allen Menschen innewohnenden Hang zur Selbstgerechtigkeit sagt er: "Ich kann diese Plage nicht überwinden. Immer will ich vor Gott kommen als ein Gerechter. Ich wollte eine Faust und ein Bein drum geben, daß ich diese Kunst des Schächers lernte." Man liest sich sofort in diesen Predigten fest; leider habe ich sie längst noch nicht alle lesen können. Der Band hätte wegen der Zeitlage unveröffentlicht bleiben müssen, wenn nicht die Zowahynode, besonders auf Veranlassung D. Reus, durch Gelbunterstützung den Druck möglich gemacht hätte. Soll der zweite Band, der schon fertig bearbeitet ist, ungedruckt bleiben, weil etwa der erste nicht genügend verkauft wird? Die Ausstattung ist gut, der Preis für einen so großen Band billig genug. L. F.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. Amerika.

Aus der Synode. Unser „Schulblatt“, englisch *Lutheran School Journal*, besteht seit sechzig Jahren. Die Dezembernummer des vorigen Jahres ist die letzte Nummer des sechzigsten Jahrgangs und deshalb zu einer Jubiläumsnummer gestaltet worden, für die mehrere Glieder der Fakultät von River Forest teils in deutscher, teils in englischer Sprache besondere Artikel geschrieben haben. Über den Charakter des „Schulblattes“ und *Lutheran School Journal* schreibt Präses W. C. Kohn: „Es gibt ja viele pädagogische Zeitschriften in unserm Lande, in denen man längere Artikel über Pädagogik, Methodik, Psychologie und andere Fächer findet; aber so umfangreich diese Schriften auch sind, so sehr sie auch Anspruch machen auf die neuesten Erfindungen und Untersuchungen auf dem pädagogischen Gebiete, so bietet doch keine uns bekannte Schrift unsern Lehrern das, was unser *Journal* ihnen je und je geboten hat und noch bietet und was für unsere Lehrer und für unsere Schulen von größter Wichtigkeit ist. Das *Journal* wird in einem ganz andern Sinn und Geist redigiert als die weltlichen Zeitschriften. Das *School Journal* lehrt eine christliche Erziehungsweise für hohe und niedere Schulen, eine Erziehungsweise, die auf Gottes Wort gegründet ist, eine Erziehungsweise, deren Grund und Ziel Jesus Christus, wahrer Gott und wahrer Mensch, unser Heiland und Erlöser, ist und deren Richtschnur einzig und allein Gottes geoffenbartes Wort ist, rein und unverfälscht. Auf diesem Grunde baut die weltliche Weisheit nicht, und diese Richtschnur wird nicht von der weltlichen Pädagogik angenommen, und daher wird sie in ihren Zeitschriften gar nicht berührt.“ Die Artikel der Jubiläumsnummer tragen die Titel: Unser Jubiläum, *The Lutheran School Journal* and Concordia Publishing House, The Training-school, Physical Examination of the Boys of Our Colleges, Our New Series of Readers, Der Deutschunterricht auf unserer Anstalt, Der Wert des Memorierens, The „Soul“ in Plants, Die Musik im „Schulblatt“. Auch die Abhandlung über den Wert des Memorierens wird mit Interesse gelesen werden, da in der Gegenwart wieder (wie schon früher) eine Unterrichtsmethode erstrebt wird, die das Memorieren möglichst ausschaltet und möglichst alles „aus dem Innern“ des Schülers entwickeln will. Der Artikel im „Schulblatt“ hat vornehmlich den Religionsunterricht im Auge. Er wendet sich zuerst gegen einen Unterricht, „der in mechanischem Memorieren aufgeht“ und nur „untergeordneten Wert“ hat. Sodann zeigt der Verfasser des Artikels den großen Wert des verständigen Memorierens für die Stärkung des Gedächtnisses, für die Erlernung einer korrekten Sprache und für eine bleibende Aneignung des Inhalts, „der oft erst im späteren Leben des Kindes, vielleicht erst im Alter, recht zur Geltung kommt“. In einer Zusammenfassung heißt es am Schluß des Artikels: „Während wir also dem mechanischen Memorieren durchaus nicht das Wort reden, sondern betonen, daß dem Kinde so weit als möglich auch das Verständnis eröffnet werde, so hüte man sich doch davor, von dem Memorieren gering zu halten.“ Was die „Erklärungen“ betrifft, die zur Verhütung mechanischen Memorierens hinzuzufügen sind, so wird in dieser Hinsicht der Sache öfter zu viel als zu wenig getan. Vorausgesetzt, daß das Kind die

Sprache, in der es unterrichtet wird, überhaupt versteht, so wird das Nichtverstehen in den meisten Fällen sich nur auf einzelne Wörter und Ausdrücke beziehen. Diese Dunkelheit ist durch Erklärungen zu beseitigen. Aber diese Erklärungen dürfen nicht „in eine exegetische Behandlung des Textes“ ausarten, wodurch der Text in den Hintergrund gedrängt und nur zu leicht dunkel gemacht wird. Wie das Memorieren auch dem Sprachunterricht dienen kann, darüber heißt es wörtlich in dem Artikel: „Durch das Memorieren lernt man auch die Sprache. Das, was das Kind auswendig lernen soll, ist in Sprache gesagt, und so kann es denn nicht ausbleiben, daß sich das Kind Wörter, Wortverbindungen, Ausdrücke und Sätze einprägt. Beim Erlernen einer jeden Sprache ist es nötig, daß man Wörter memoriert, Sätze sich einprägt, ganze Paragraphen auswendig lernt. So dient gerade auch das Memorierpensum des Religionsunterrichts der Erlernung der Sprache. Und in dieser Beziehung könnte vielleicht noch viel mehr erreicht werden, wenn man etwas mehr darauf achtete. Es ist ja wahr, im Religionsunterricht treiben wir nicht zunächst und vornehmlich Sprachunterricht, aber wir haben im Memorierpensum ein Mittel, das ganz wesentlich mithilft, die Sprache zu erlernen. Dazu ist aber nötig, daß man genau memoriert. Es steht oft so, daß man das Auswendiggelernte nur hersagen läßt, und wenn es sich dann einigermaßen so anhört, wie es im Buch steht, ist man zufrieden. Wie würde man sich aber wundern, wenn die Kinder einmal das Gelernte niederschreiben müßten! Wie viele Fehler in der Orthographie, in der Flexion der Adjektive und der Verben würden da zutage treten, die man beim Abhören nicht gemerkt hat oder auch nicht merken konnte! Das genaue wörtliche, buchstäbliche Memorieren sollte in unsern Schulen fleißig geübt werden. Die Kinder sollten sich nicht nur so im allgemeinen die Sätze einprägen, sondern sich auch die Wörter und die Formen merken. Wenn dies von Anfang an beständig geübt wird, dann ist das nicht zu schwer; man kann Inhalt und Form zugleich memorieren. Um dies zu erreichen, empfiehlt es sich, daß man das Gelernte nicht nur hersagen läßt, obwohl auch dies geschehen sollte, sondern man lasse es niederschreiben und korrigiere es dann. Es ist nicht genug, daß man den Kindern sagt, sie sollten jedes Wort genau ansehen und sich merken, sondern man sehe zu, ob sie es auch tun; man lasse sie schreiben, streiche die Fehler an und zeige ihnen so, wo es fehlt. Setzt man dann noch eine Zensur darunter, so wird man bald finden, wie die Kinder sich Mühe geben, ihre Arbeit genauer anzusehen und weniger Fehler zu machen. Kinder lernen leicht, aber auch leichtfertig, das heißt, oberflächlich; wenn es nur einigermaßen so klingt, wie es ihnen vorgesagt wurde oder wie nach ihrer Meinung die Worte klingen sollten, dann sind sie zufrieden. Daher sollte von Anfang an darauf gedrungen werden, daß wörtlich und tonlich genau memoriert wird. Um dies zu erreichen, ist es empfehlenswert, daß die Aufgabe auch manchmal geschrieben anstatt hergesagt wird. Wir haben in unserer Anstalt gerade auf diese Weise sehr befriedigende Resultate erzielt, und diese wären ohne Zweifel noch besser, wenn schon in der Schule die Kinder dazu angehalten würden, genau zu memorieren. Mit dem Wortsinne sollte sich das Wortbild einprägen. Man bedenke nur, was für einen großen Wort- und Sprachschatz sich ein Kind aneignen kann, indem es den Kleinen Katechismus und die vielen Bibelsprüche auswendig lernt, und von welch großem Wert das Memorierpensum daher gerade auch für die Sprache ist.“ — In der

Januarnummer des *Atlantic Bulletin* heißt es über das Auswendiglernen von Bibelsprüchen: „Die beste Zeit zum Auswendiglernen ist die Jugend; je eher, desto besser. Wenn man älter wird, wird es immer schwieriger auswendig zu lernen, und was man gelernt hat, will nicht haften. Es wäre nicht übel, wenn die Young People's Societies dies auf ihr Programm setzten und so einander darin ermunterten. Hat man gute, heilige Gedanken, mit denen man sich beschäftigt, so treibt das manche andere aus, die weniger gut sind. Welche Sprüche man lernen soll? Im Katechismus findet man eine vorzügliche Auswahl der am meisten gebrauchten Sprüche. Die sollte man erst wissen. Auch im Familienkreise kann man auf diesen Plan eingehen. übrigens, wie viele Sprüche kannst du? Willst du nicht diesen Plan versuchen?“

J. P.

über das Versagen der lutherischen Konferenz von Oslo und über das Licht, das von Oslo auf Eisenach falle, heißt es im „Kirchenblatt“ der Zowahynode: „Die Allgemeine Lutherische Konferenz hatte in Oslo eine Gelegenheit, sich nicht nur auf das Bekenntnis von neuem zu stellen, sondern auch mit dem Bekenntnis alle Gegenlehre zu verwerfen und im Geiste Luthers denen die Hand der Gemeinschaft zu verweigern, die mit Gottes Wort auch den Sohn Gottes verleugnen und verwerfen — mag solche Stellung auch noch so schön klingen und mit schönen Worten verbrämt sein. Das hat die Konferenz nicht getan; ihr Vorsitzender [Dr. Schmels, Landesbischof von Sachsen] gab eine ausweichende Antwort. Das ist sehr zu bedauern. Freilich, allzu verwunderlich ist es nicht, wenn man bedenkt, daß dieser Landesbischof in seiner Landeskirche sehr viele liberale Pfarrer hat und die theologischen Lehrer [der Universität Leipzig] auch meist in das liberale Lager gehören. Er hat in seiner Landeskirche die Gleichberechtigung der Richtungen und hat sie vielleicht schlimmer als andere Landeskirchen, und so viel wir wissen, gibt es keine, die diese Gleichberechtigung in der Praxis bekämpft oder ablehnt. Da mußte dieser sonst so treffliche Bischof allerdings versagen, er konnte in Oslo nicht bekennen, was er in seinem Amte nicht durchführen kann und darf. Und die Eisenacher Konferenz? Wie steht es da mit dieser Gleichberechtigung? Man hat sich darüber wohl nicht öffentlich ausgesprochen. Aber darauf kommt es gar nicht an; sondern darauf, wie die leitenden Männer dieser Konferenz zu der Frage stehen; und diese Stellung ist in Oslo offenbar geworden. — Der Geist Söderbloms, der die Stockholmer Konferenz zusammengebracht und geleitet hat, dringt überall vor — die Gleichberechtigung der Richtungen aber ist der Tod wahren Luthertums.“ Die Sache hat für die Zowahynode auch deshalb Bedeutung, „weil die Eisenacher Konferenz auch unsere [die Zowa-]synode zum Anschluß eingeladen hat“. Wie es in Oslo (Norwegen) zur Verleugnung der lutherischen Wahrheit kam, geht aus folgenden, im „Kirchenblatt“ ebenfalls berichteten Umständen hervor: „In Norwegen hat die liberale Partei die Herrschaft der Kirche an sich gerissen; die theologischen Lehrer an der Universität gehörten bis auf einen dieser Partei an, die den alten Glauben über Bord geworfen hat und eine andere Lehre ehrt als die der Propheten und Apostel. Keine Bitten der gläubigen Gemeinden fanden Gehör, es blieb beim alten, und die jungen Studenten der Theologie mußten zu den Füßen der liberalen Professoren sitzen. Da rafften sich die Gläubigen auf und gründeten aus eigenen Mitteln eine theologische Schule, auf der die Studenten im alten Glauben und im Geist der lutherischen Kirche unterrichtet werden konnten. Diese

Gemeindefakultät hat sich in schwerem Ringen die Anerkennung des Staates erkämpft und hat auch die allermeisten Studenten angezogen. Natürlich stehen die Professoren dieser Gemeindefakultät immer im Kampf mit den modernen Lehrern der Staatsuniversität und der ungläubigen Freigeister im Lande hin und her. Als nun die Allgemeine Lutherische Konferenz zu ihrer Tagung nach Oslo kam, erwartete die Gemeindefakultät von ihr eine Stärkung und Förderung. Und das durfte sie doch wohl auch erwarten, will doch diese Konferenz die bekennnistreuen Lutheraner um ihre Fahne sammeln und vereinen. Aber die Leiter der Konferenz wollten es weder mit den Lehrern an der Gemeindefakultät noch mit denen an der Universität verderben, sondern hier eine neutrale Stellung einnehmen — immer ein gefährliches Experiment. Die liberale Presse von Oslo brachte in einem Tageblatt eine Beurteilung der Konferenz und sagte, daß sie dahin mißverstanden worden sei, als wolle sie nur die Altgläubigen um sich versammeln und dazu noch Front gegen die Liberalen machen. Deshalb sei auch jeder Lutheraner willkommen, ungeachtet des Standpunktes, den er in theologischer Hinsicht einnehme. Und die Liberalen jubelten darüber, daß diese Konferenz sie anerkenne und gar nicht daran denke, sie zu bekämpfen oder auch nur zu ignorieren. Daß in dieser wichtigen Frage Klarheit geschaffen werden mußte, war wohl all denen klar, die in dem Kampf des Glaubens gegen den falschen Glauben standen und sich gegen die angesehenen Gegner allezeit wehren mußten. So kam es, daß der Rektor der Gemeindefakultät, Professor Hallsbys, vor die Konferenz kam und anfragte, wie sie in Wirklichkeit in diesen Fragen stünde. Seine Frage lautete: 'Ist es so, daß die Allgemeine Lutherische Konferenz alle die Theologen willkommen heißt, die sich um die Warte des Luthertums sammeln, ungeachtet ihres theologischen Standpunktes? Um die Antwort zu erleichtern, frage ich nun noch deutlicher: Will das sagen, daß die Konferenz diese Theologen als stimmfähige Mitglieder wünscht? Oder will es nur besagen, daß die Konferenz auch solche Theologen als Zuhörer in ihren Versammlungen haben will?' Ein Teilnehmer der Sitzung schreibt darüber im 'Ev.-Luth. Zeitblatt': 'Unter großer Spannung der Teilnehmer, denen die Ausführungen Hallsbys schwer auf die Brust fielen, ergriff der Landesbischof Ihmels das Wort. Er bestritt zunächst, daß Prof. Hallsbys Fragen genügend klar formuliert seien. Zur Sache selbst erklärte er, es sei vollständig ausgeschlossen, daß die Konferenz ihr Urteil über einen Zeitungsartikel abgebe. Predigt und Vorträge hätten deutlich gezeigt, daß die Konferenz auf dem Boden des Bekenntnisses stünde; es müßte aber dem Gewissen der einzelnen Teilnehmer überlassen bleiben, mit sich abzumachen, ob sie sich der Konferenz anschließen wollten.' Mit Recht schreibt Prof. Hallsbys einem Freunde, der ihn fragte, ob er mit der Antwort des Landesbischofs Ihmels zufrieden sei: 'Sie fragen mich, ob ich mit der Antwort des Bischofs Ihmels zufrieden bin. Nein, gar nicht. Seine Antwort war ja lauter Diplomatie, und meines Erachtens schlechte Diplomatie. Seine Worte haben deutlich gesagt, daß die Konferenz nicht Front gegen die Schrift und Bekenntnis verneinenden liberalen Theologen machen darf. Und das hat auf mich sehr schmerzlich gewirkt. Denn ein Luthertum, das nicht mehr den Mut hat, diese Front zu machen, hat ja kaum mehr Recht, Luthertum zu heißen. Und solch ein Luthertum kann ja, soviel es wünscht, Front gegen den Katholizismus machen. Die Front hat ja die Konferenz auch hier in Oslo getwagt. Aber das bedeutet sehr wenig. Steht

man nicht wie Luther auf dem Worte Gottes mit Front gegen alle, die diese Stellung nicht einnehmen wollen, dann hat man keine Kraft dem Katholizismus gegenüber. Also: die Front gegen die Katholiken hat die Konferenz gewagt. Aber die wichtigste Front gegen die Liberalen, die nicht nur das lutherische Bekenntnis, sondern auch das apostolische Glaubensbekenntnis verwerten, diese Front wagt man nicht. Aber wir in Norwegen wissen jetzt mehr, als wir vor der Konferenz wußten. Auch das ist ja etwas.“ F. P.

über die Verwirrung, die gegenwärtig auf dem Gebiet der Erziehung in unserm Lande herrsche, äußerte sich Dr. Glenn Frank, der neue Präsident der Staatsuniversität von Wisconsin, nach einem Bericht des „Milwaukee-Herald“ also: „Vor etwa fünfzig Jahren begann die Periode der Massenproduktion in der Wissenschaft. Das Neue, Unerprobte, Theorien und Tatsachen wurden ins Feld geführt und wuchsen derart an, daß die Pädagogen damit überhäuft wurden. Den Kursen des College, der Universität, der Hochschule und Volksschule wurden neue hinzugefügt, nicht als zwingende Notwendigkeit vom Zentrum der Einheit aus, sondern sie wurden angehängt an den Stundenplan, weil sie da waren; sie wurden nicht koordiniert, nicht in den Rahmen eines gefälligen Bildes gebracht, und das Resultat ist, daß wir heute einen Bruchteil eines Lehrers haben, der einen Bruchteil der Wissenschaft an einem Bruchteil des Studenten lehrt. Solange wir das Problem der Anordnung des vielen Stückwissens in moderne Wissenschaft nicht gelöst haben, sollten wir nicht über die Oberflächlichkeit unserer Graduierten und Studenten sprechen. Der Zeitpunkt für den qualitativen Ausbau der Wissenschaft ist gekommen, und wie diese ungelöste Aufgabe befriedigend gelöst werden kann, weiß ich nicht. Aber es ist unsere Aufgabe, daran zu arbeiten, in der Lösung der Aufgabe unser Ziel zu setzen. Wohl haben wir hier in Wisconsin noch das Problem des quantitativen Ausbaus zu erledigen, aber wir dürfen nicht vergessen, daß prachtvolle Gebäude nur das Mittel zum Zweck und nicht der Zweck selbst sind. Orientierungskurse für Studenten zu Beginn der Universitätszeit sind vorgeschlagen worden, weiterhin Repetitionskurse: beide erfüllen nach meiner Ansicht nicht die Aufgabe. Wenn wir heute Ordnung in das große Durcheinander bringen wollen, wenn wir das viele Stückwissen in ein wohlgefalliges Bild bringen und den jungen Mann und die junge Frau mit einem modernen, nützlichen Wissen von praktischem Wert ausstatten wollen, dann müssen wir frühzeitig beginnen, jeden Tag in der Volksschule, jeden Tag in der Hochschule, im College und in der Universität. Die Einheit in der Wissenschaft, die Anordnung der vielen Theorien und Tatsachen von einem Zentrum aus, ist unsere ungelöste Aufgabe. Nur auf diese Weise können wir Ordnung in das Chaos der heutigen Wissenschaft bringen.“ — Wenn der vorliegende Bericht wirklich die Hauptgedanken der Rede Dr. Franks wiedergibt, so können wir nicht erkennen, daß der Redner sich über Allgemeinheiten erhebt. Wir vermissen vor allen Dingen eine Definition von moderner Wissenschaft. Ohne eine klare Erkenntnis, was moderne Wissenschaft ist, ist doch eine Einordnung des „vielen Stückwissens“ in dieselbe unmöglich. Also was ist „moderne Wissenschaft“, unter die wir als eine Einheit die Spezies des Stückwissens bringen können? Im Dayton-Prozeß wurde an die Evolution als Einheitszentrum des menschlichen Wissens gedacht, wenigstens des Wissens über das Weltall. Aber bald kam Dr. Millikan hinterher, ein Physiker von „internationalem Ruf“, und erklärte: „Es hatte anfänglich den Schein, als ob wir begin-

nen könnten, das Weltall in seinem inneren Zusammenhang zu deuten und zu verstehen. Allein es gibt noch viele Dinge, von denen wir nichts wissen. Deshalb ist unser Wissen Stückwerk ohne Zusammenhang.“ Wollte man die Einheit lediglich auf die Methode des Unterrichts beziehen, so ist nicht zu vergessen, daß die Methode von der Verschiedenheit des zu Lehrenden Stoffes abhängig ist. F. P.

Kurze Missionsnachrichten. Der *Lutheran* meldet, daß in den letzten vierzehn Jahren Dänemark seine Beiträge für Heidenmission beinahe verdoppelt und die Niederlande ihre Gaben für diesen Zweck fast verdreifacht haben, während Norwegen seine Beiträge um das Vierfache und Schweden seine gar um das Fünffache erhöht hat. Der „Apologete“ bringt folgende Nachricht über deutsche Missionsarbeit in Afrika: „Die deutsche Mission in Südafrika, deren Arbeit durch den Krieg fast völlig zerstört worden war, nimmt ihr Werk in immer größerem Umfange wieder auf. So entsendet die Berliner Missionsgesellschaft innerhalb des letzten Dreivierteljahrs zum fünften Mal einen Missionar nach Südafrika, wo sie dank der wohlwollenden Stellungnahme der Buren auch während des Krieges und darüber hinaus ihren Dienst verrichten konnte. Missionar Regel ist soeben nach Natal in See gegangen. Dort gestaltet sich die Arbeit durch den Rassenkampf sehr schwierig. Jedoch steht gerade die deutsche Mission durch ihr verständnisvolles Eingehen auf das Volksempfinden der Afrikaner in gutem Fortschritt und liefert ihren wertvollen Beitrag zur Überbrückung der Rassenkämpfe. übrigenß arbeitet die deutsche Mission dort zusammen mit den geistesverwandten Schweden.“ — Der „Lutherische Herold“ entnimmt dem „Reichsboten“ folgende interessante Zusammenstellung: „Große Fortschritte der protestantischen Missionsarbeit. Trotz der Kriegszeit und der sich daraus ergebenden mannigfachen Hemmnisse auch für die Missionsarbeit hat der Weltprotestantismus gerade in den letzten Jahren ganz bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. Im Dienste der 380 protestantischen Missionsgesellschaften, die in den verschiedensten Ländern und Erdteilen tätig sind, arbeiten gegenwärtig 29,188 Missionsarbeiter, denen aus den Kreisen der Eingebornen 151,735 Hilfskräfte zur Seite stehen. Die Zahl der heute unter der Obhut der evangelischen Mission stehenden getauften Christen beträgt 6,540,830. Rechnet man dazu die 1,680,116 Eingebornen, die gegenwärtig in die evangelische Gedankenwelt eingeführt werden, und die 2,535,726 Kinder, die in 50,277 Sonntagsschulen unter christlichem Einfluß stehen, so ergibt sich die Gesamtzahl von 10,756,672. Die 46,580 Missionsvolkschulen werden gegenwärtig von 2,165,842 Schülern besucht. An Mittelschulen und höheren Schulen unterhält die Mission 1,512 mit 188,952 Schülern, außerdem 101 Hochschulen und 19 medizinische Akademien. In 858 Krankenhäusern und 1,686 Polikliniken werden jährlich nahezu 5 Millionen Kranke behandelt. An weiteren Liebeswerken unterhält die evangelische Mission: 361 Waisenhäuser, 104 Ausjäsigenasyle und noch fast 200 andere Anstalten verschiedener Art — in der Tat ein achtungsgebietendes Werk!“ A.

Bekämpfung des Liberalismus. Im presbyterianischen Lager tobt der Kampf zwischen den sogenannten Fundamentalisten und Liberalen weiter. Hat man auch die letzten Monate nicht so viel darüber gelesen, so ist doch nicht etwa Friede oder Waffenstillstand geschlossen worden. Im *Presbyterian*, der wacker für das alte Bekenntnis streitet und der jetzt verbunden

ist mit dem *Herald and Presbyter*, erschien vor kurzem ein Artikel, der eine Parallele zieht zwischen Gnostizismus und Modernismus. Der Schreiber, Gordon S. Clark, macht drei Punkte namhaft, worin sich diese beiden falschen Richtungen berühren. Erstlich einmal, so führt er aus, besteht innerhalb jeder dieser beiden Parteien Einigkeit im Negativen, aber nicht im Positiven, das heißt, die verschiedenen Vertreter sind sich eins in dem, was sie bekämpfen, nicht aber in dem, was sie selbst als Wahrheit aufstellen. Wie die alten Gnostiker untereinander darin übereinstimmten, daß das von der Kirche im allgemeinen vertretene Christentum verworfen werden müsse, so sind die Modernisten eines Sinnes in dem Abschaffen des alten Bibelglaubens. Beide verneinen z. B., daß Jesus von einer Jungfrau geboren sei. Wie aber jene in wie weit wie viele Parteien sich zerklüfteten, wenn sie ihre eigenen Lehrmeinungen auskramten, so auch diese. Zweitens, beide behaupten, daß sie uns nicht mit einer Religion über Jesus, sondern mit der Religion Jesu beglücken. Bekanntlich haben wir es hier mit einer Unterscheidung zu tun, die sich bei den heutigen Liberalen großer Beliebtheit erfreut. Sie behaupten, die an der Schrift festhaltende Kirche führe zwar viele Lehren über Jesus, aber nicht Jesu Lehre selbst; ihnen gebühre der Ruhm, Jesu eigene Aussagen wieder auf den Leuchter gestellt zu haben. Dasselbe haben aber schon die alten Gnostiker behauptet, indem sie versuchten, ihre Lehre auf die Apostel und so auf Christus selbst zurückzuführen. Drittens setzen beide die biblische Offenbarung beiseite. Die Gnostiker fabelten von speziellen Enthüllungen, die ihnen zuteil geworden seien, oder von einer ungeschriebenen Tradition Petri und Pauli, die sie besäßen. Der Modernismus erkennt weiter keine Erkenntnisquelle an als die der persönlichen religiösen Erfahrung und der Gefühle (*experience and feelings*). Herr Clark weist dann noch darauf hin, daß eine Erkenntnis, die sich auf die Gefühle gründet, beständig hin und her schwankt, da die Gefühle sich immer ändern. Er hätte aber besonders betonen sollen, daß beide Richtungen die Schriftlehre von der Erlösung, die durch Christus geschehen ist, abtun und dafür einerseits wüste Spekulation, andererseits Wertgerechtigkeit einsetzen.

Familienbeschränkung und deren Fluch. Die systematische Familienbeschränkung in den gebildeteren Kreisen unsers Landes — kirchliche Kreise nicht ausgeschlossen — ist so besorgniserregend, daß man sich auch außerhalb christlicher Gegenbewegungen mit diesem schwierigen Problem immer mehr befaßt. Dr. S. S. Laughlin von dem Carnegie Institute hat darüber genaue Berechnungen angestellt, die das Blatt *Christian Work* im folgenden summarisch wiedergibt: "If the descendants of the upper ten per cent. of our population decrease by one half, generation by generation, while the next thirty per cent. of our population just maintain themselves, and the inferior three-fifths double in every generation, thirty-three years hence the descendants of our present ablest tenth would constitute less than one-thirtieth of the population. At the end of another generation they would be less than one in every hundred of the people; a hundred years hence only one in four hundred; and in 2057 only one in sixteen hundred; while the inferior three-fifths of the present population to-day would be the ancestors of approximately ninety-seven out of every hundred of our citizens then. But suppose the finest, most intelligent, ablest tenth of our present people conclude that they care enough about America to-morrow

to want it to be inhabited by the best sort of stock. So they begin to have large enough families to double their numbers every generation, that is, have something like six children for every two adults: and suppose at the same time that the next thirty per cent. of our population just maintain their numbers; and the inferior three-fifths limit their families as the superior tenth do now, so that they decrease by half every thirty-three years. Then 826 out of every thousand of our people in the year 2057 would draw their heritage from our best tenth to-day, and less than twenty per thousand would spring from our poorer three-fifths. What a difference between the America that would result and the one that threatens to come as things are now! There, in a nutshell, is the argument of eugenics." Mit solchen philosophischen Argumenten ist der guten Sache nicht gedient, wenn nicht die Gewissen unserer Eheleute durch Gottes Wort geschärft werden. Nach der Schrift soll es weder bei Reichen und Gebildeten noch bei Armen und Ungebildeten Familienbeschränkung geben. übrigen sind "the finest, most intelligent, ablest tenth of our present people" nicht diejenigen, die Dr. Laughlin im Sinne hat, sondern die gläubigen, aufrichtigen Christen, die sich in diesem und in andern Dingen nach dem Willen Gottes richten. Deren Same wird bleiben. J. T. M.

Zur Prohibitionsfrage. Wegen seines Berichts über den jetzigen Status des Prohibitionsproblems ist das Federal Council of Churches in vielen Sektenkreisen hart getadelt worden. Der Bericht ist allgemein so verstanden worden, als habe das Federal Council zugegeben, daß die Prohibition in unserm Lande nicht durchzuführen sei. Daraufhin hat Dr. S. Parkes Cadman, der Präsident des Federal Council, die folgende Erklärung abgegeben: "As a matter of fact, it [the report] shows very definite gains from prohibition, but it also discloses the fact that we have a long way to go in destroying the liquor traffic. . . . Two lessons are to be drawn from this report: First, that it will take all the force of self-respecting citizenship in America to complete the task of battling the liquor traffic; second, that no amount of legislation can take the place of religious and moral education. This is the primary lesson which the Church must learn. She has not learned it, for she has been neglecting it and has been depending altogether too much on the power of the State. Without education in self-control and temperate living, prohibition laws can never make a sober nation." Eine "education", die aus einem Mittelding etwas Verbotenes macht und um Gottes und des Gewissens willen Leute dazu zwingen will, sich einer solchen Menschenknechtschaft zu unterwerfen, ist weder "religious" noch "moral", sondern ein Üding. J. T. M.

Die römische Kirche und die Staatsschule. Wie sich der Papst gerade auch durch die öffentliche Schule bemüht, seinen Einfluß in unserm Land geltend zu machen, zeigt *The American Standard* durch den folgenden Bericht, den die Protestant League of Women auf Grund zuverlässiger Quellen zusammengestellt hat. Der Bericht erschien in der Januarnummer des *Biblical Review* und lautet: "Five States now have Catholic administrations. A majority of the States have Roman Catholic national committees. Twenty thousand public schools have one half Catholic teachers. Three thousand public schools now contribute a part or all of the school tax to Catholic churches and schools. Six hundred public schools use Catholic readers and teach from the Roman Catholic catechism." Wie

weit diese Statistik auf Wahrheit beruht, können wir nicht sagen. Doch dürfen wir wohl annehmen, daß sie im großen und ganzen stimmt. Kein Wunder, daß wir unter solchen Verhältnissen mit dem Ku Klux Klan und andern Auswüchsen unverständigen Eifers zu rechnen haben. Leider nehmen sich diese nicht immer die Mühe zwischen unsern und den römischen Schulen zu unterscheiden. Gott bewahre unser Land vor Rom! J. T. M.

Der römischen Kirche Pomp ihre Armut. In der deutschen Ausgabe des *Atlantic Bulletin* heißt es: Im *Christian Advocate* schreibt ein Italiener: „Unter uns Italienern fehlt durchaus jeder religiöse Beweggrund. Alle diese Jahre hindurch bin ich gegen den Papst gewesen, jetzt bin ich es hundertfach mehr. Der römischen Kirche weht gerade jetzt ein günstiger Wind. Der Staat gehorcht ihrem Befehl. Aber niemals hat sie so wie jetzt der Welt ihre Armut an Idealen bewiesen. Feste, Feste, Feste! Prozessionen des Armen San Francis Saverios; solenne Messen, Seligpreisungen, Kanonisationen, Ausstellung von verschiedenen Körperteilen von Heiligen, das Kochen des Blutes St. Gennaros; Beleuchtung des Domes von St. Peter, was seit mehr als fünfzig Jahren nicht geschehen war; Feste, Feste, Feste und nichts sonst. Niemand hört das Wort von den Lippen eines großen Predigers; niemand liest das Buch eines großen Theologen; da ist nicht einmal ein großer Journalist, wie es solche gab in Frankreich zur Zeit der Wiederherstellung. Ich wiederhole, es ist eine Zeit schrecklichen Elends, das nicht verhüllt werden kann durch Gehänge, Kerzen und Franzen. Während die Priester, die nichts anderes begehren als daß sie ihre Stellung bewahren, ruhig und zufrieden sind, sehnen sich andere, welche Ideale haben, danach, frei zu werden, und begehren Hilfe. Darum glaube ich, daß alle diese Feste für die päpstliche Kirche schlecht enden werden. Ich bin hartnäckig optimistisch. Die geistlich Religiösen in Italien werden eines Tages aufwachen und eine Bewegung in Szene setzen, welche die ganze Welt segnen wird.“ Mit diesem letzten Satz wollen wir uns nicht auseinandersetzen, denn wir wissen nicht, was damit gemeint ist. Aber der Artikel enthält sonst so manches, das von Interesse ist. Er zeichnet den Pomp und die Armut jener Kirche. Gerade in diesem Jubeljahr hat die römische Kirche nichts Besseres zu bieten. Wir dürfen uns warnen lassen, daß wir nicht dahinein geraten.

F. P.

Schon eine Person durch das neueste päpstliche Fest gewonnen. Aus New York wird gemeldet: „Dr. William P. Ladd, Professor der Theologenschule der Episkopalkirche in Middletown, Conn., machte in einer gestern in der hiesigen Dreifaltigkeitskirche gehaltenen Predigt den Vorschlag, daß alle Christen sich mit der römisch-katholischen Kirche vereinigen sollten, um das neue Fest des Königreichs Christi gemeinschaftlich zu begehen. Er meinte, dieser Festtag könnte ein Fest der Versöhnung aller christlichen Bekenntnisse werden.“ Daß es unter den Episkopalen manche Romschwärmer gibt, ist längst bekannt. Trotzdem wird es auch zwischen den hochkirchlichen Episkopalen und Rom zu keiner Vereinigung kommen. In *The Living Church*, dem Organ der hochkirchlichen Partei, wird dargelegt, daß man zwar „katholisch“, aber nicht „päpstlich-katholisch“ sein wolle (not of the papal kind). Was die große Majorität der hochkirchlichen Partei nicht in Kauf nehmen will, ist die päpstliche Unfehlbarkeit und die damit zusammenhängende kirchliche Praxis. Man will sich begnügen mit der Autorität der Bischöfe, denen die „apostolische Sukzession“ anhaftet. Das genügt aber

Rom nicht, aut papa aut nihil. Ein römischer Schreiber setzte den englischen Episkopalen vor einigen Jahrzehnten auseinander, daß sie mit ihrer „apostolischen Sukzession“ es nicht zu einer „Kirche“, sondern höchstens zu einer „anständigen Ketzerei“ brächten. J. P.

Ein Kampf zwischen „reformjüdischen“ und „orthodoxen“ Rabbinern. Aus New York wurde von der Affoziierten Presse unter dem 21. Dezember v. J. berichtet: „Indem er Jesus von Nazareth nicht als eine mythische Person, sondern als einen Menschen, der wirklich lebte, annimmt, verfißt der Rabbiner Stephen S. Wise von der hiesigen freien Synagoge die Lehren des Nazareners als grundsätzlich dieselben, die von den jüdischen Ältesten gelehrt wurden. Die durch Christus gepredigten Lehren, fuhr er fort, bilden ein ethisches Gesetz, das in der Sittengeschichte ohnegleichen dasteht. ‚Jesus hat gelebt‘, fügte er hinzu. ‚Ich nehme dies an trotz der Ansicht, die man mich in meinem früheren Leben gelehrt hat: der Ansicht, daß es sich um eine mythische Person handele. Ich erkläre euch und will es vor jedem Juden in der Welt wiederholen: Jesus war, und wir müssen uns diese Tatsache sofort klarmachen.‘ In seiner Beweisführung, daß Jesus als Jude eine Doktrin lehrte, die im Geiste grundsätzlich jüdisch war, fuhr der Rabbiner Wise fort: ‚Sollen wir fernerhin Jesus verleugnen, weil das Christentum ihn verleugnet hat, jetzt, nachdem wir, seine Mitjuden, ihn und seine Lehren von neuem anerkennen dürfen? Sollen wir nicht sagen, daß dieser Jesus ein Stück unserer eigenen Seele ist und daß seine Lehren ausgesprochen jüdisch sind — die Lehre, daß Jesus, der Jude, der Geist ist, der die Juden zu Gott führt?‘“ Zwei Tage später wurde aus Springfield, Mass., berichtet: „Rabbi Louis Silver, der Hauptrabbiner der hiesigen Stadt, der gerade von einer Konferenz der Union orthodoxer Rabbiner der Vereinigten Staaten in New York zurückkehrte, sagte heute, daß die kürzliche Erklärung des Rabbiners S. S. Wise von New York besprochen und als keckerisch erklärt worden sei, und daß eine Erklärung an die Organisation der Zionisten gesandt werden würde mit dem Ersuchen, den Rabbi Wise als Vorsitz der \$5,000,000 Kampagnenfonds abzusetzen. Rabbi Wise hat erklärt, daß Jesus eine Person war, die wirklich gelebt hat, nicht nur eine Mythe, und daß die Juden seine Lehre befolgen müßten.“ Die Organisation der Zionisten hat den Rabbiner Wise nicht abgesetzt. Die Zionisten brauchen das Geld der Reformjuden, um ihre Pläne in bezug auf den „jüdischen Staat“ in Palästina durchzuführen. Die Reformjuden, wie Rabbiner Wise, gehören in eine Klasse mit den unitarischen Kirchengemeinschaften, Logen usw. Sie wollen Jesus von Nazareth als historische Person und den vortrefflichsten Lehrer der Ethik gelten lassen, aber nicht als den ewigen Gottessohn und als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Was die „orthodoxen“ Juden betrifft, so wollen sie durch das Gesetz Moses vor Gott gerecht werden. Von ihnen sagt der Apostel Paulus: „Ich gebe ihnen das Zeugnis, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverständnis. Denn sie erkennen die Gerechtigkeit nicht, die vor Gott gilt, und trachten, ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten, und sind also der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht untertan. Denn Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubet, der ist gerecht“, Röm. 10, 2—4.

J. P.

Boy Scouts und Boy Rangers. Ein neuer Verein, die Boy Rangers of America, ist gegründet worden. Die Boy Scouts lassen nur solche Knaben zu, die zwölf Jahre und darüber alt sind; die Rangers aber nehmen die auf,

die im Alter von acht bis zwölf Jahren stehen. Der Hauptsitz der Rangers befindet sich in New York. Dieser Verein zählt schon 10,000 Mitglieder und ist bereits über 42 Staaten ausgebreitet. Die Ortsvereine nennen sich Logen. Fünfzehn Kirchengemeinschaften haben diese Vereinigung bereits gutgeheißen und eingeführt. Die einzelnen Vereine sind in Gruppen eingeteilt, die indianische Namen führen und bei ihren Zusammenkünften „Indianer“ spielen. Da diese Vereine von keinem andern Geist erfüllt sind als dem der Werkerechtigkeit, sind sie ein Verderb. Viele sagen freilich: Da lernen unsere Kinder nur Gutes. Nein, da werden sie mit dem Geist der Selbstgerechtigkeit erfüllt, der ins Verderben führt. Niemand soll sich darüber täuschen lassen.

(Gemeindeblatt.)

Nachkommen Luthers in Amerika. Nachforschungen, die von P. O. Sartorius, Deutschland, in den letzten Jahren angestellt wurden, haben ergeben, daß auch hier in Amerika direkte Nachkommen Luthers leben, nämlich im ganzen 14. Diese wohnen zum Teil in Michigan und Iowa, zum Teil in Pennsylvania. Es ist P. Sartorius durch jahrelange Bemühungen gelungen, 570 Nachkommen Luthers aufzufinden. Aber hier gilt auch, was vom Israeliten gilt: Das ist ein rechter Lutheraner, der es nicht ist nach dem Fleisch, sondern nach dem Geist.

(Gemeindeblatt.)

II. Ausland.

Die Ausbreitung unserer Glaubensbrüder in Australien. Im *Australian Lutheran* findet sich eine Mitteilung über eine Kirchweih in New Residence, die uns einen Einblick tun läßt in den Fortgang des Werkes in jenem Lande. Dort wird gesagt, daß unsere Synode vor fünfundzwanzig Jahren nur eine oder zwei Gemeinden im Oberen Murrumbidgee Distrikt gehabt habe, jetzt aber nicht weniger als 24 dort zu finden seien. In den letzten paar Jahren wurden schöne, wohlgebaute Kirchen in Mangari, Swan Reach, Renmark, Galga, Myrta und New Residence eingeweiht, und in Waikerie ist neulich der Eckstein gelegt worden. Das ist gewiß Fortschritt. Die neue Kirche in New Residence (48×24×14 Fuß) nebst Vorhalle und Sakristei kostete £1,140, wovon die Gemeinde am Schluß des Einweihungsgottesdienstes nur noch £25 schuldete. Das deutet auf Eifer. Mehr als 140 Autos und eine große Zahl anderer Fahrzeuge brachten über 1,000 Menschen, die zuhören wollten. Der deutsche Morgengottesdienst mit zwei Predigten wurde natürlich in der Kirche gehalten, und etliche hundert fanden nicht einmal Stehplatz. Der englische Gottesdienst am Nachmittag mit zwei Predigten wurde draußen vor der Kirche gehalten, und alle, auch diejenigen, die noch hinzugekommen waren, konnten die Predigten hören.

(*Atlantic Bulletin*.)

Aus der Lutherischen Kirche Rußlands wird der „*M. E. L. A.*“ geschrieben: „Die ‚*M. E. L. A.*‘ brachte eine dem Gemeinschaftsblatt ‚Auf der Warte‘ entnommene Mitteilung über die Eröffnung ‚biblischer Kurse‘, bezw. eines evangelischen Predigerseminars, in Petersburg unter Leitung des Bischofs Malmgren; an diese Mitteilung war die Frage geknüpft: In welcher Kirche ist Malmgren Bischof? Malmgren ist langjähriger Pfarrer an der deutschen evangelisch-lutherischen Annenkirche, der zweitgrößten evangelisch-lutherischen Kirche in Petersburg-Leningrad. Er und der Moskauer Pfarrer D. Th. Meyer sind zu Bischöfen der evangelisch-lutherischen Kirche im Gebiete der Sowjet-Union gewählt worden, beide mit gleichen

Rechten, doch so, daß Malmgren primus inter pares ist. — Trotz aller Hemmnisse von außen und mancher Mißstände im Innern scheint sich in der evangelisch=lutherischen Kirche Rußlands eine Festigung anzubahnen. Allerdings war die Zahl der Pastoren von 200 im Jahre 1918 auf 81 im Jahre 1924 gesunken. In der Not haben oft mit ergreifender Treue Gemeindeglieder die Lücken ausgefüllt. Natürlich sind auch minder geeignete Kräfte mancherorts zu Pastoren gewählt worden. Dafür ist nun jetzt nach langen, zähen Verhandlungen der bedeutungsvolle Schritt zur Ergänzung des Predigerstandes getan worden durch Eröffnung des Predigerseminars für die evangelisch=lutherische Kirche Rußlands in Petersburg=Leningrad. Die Sowjet-Regierung hat hierzu ihre Genehmigung gegeben, nachdem sie schon vorher die gleiche Erlaubnis den Baptisten und „Obnowlenny“ (Erneuerer), einer reformierten russisch=orthodoxen Kirchengemeinschaft, erteilt hatte. Bedenkt man, daß nach Abtrennung der ehemaligen Ostseeprovinzen mit ihrer Universität Dorpat die jungen evangelisch=lutherischen Theologen Rußlands keine Universität, keine theologische Fakultät mehr besuchen können, so wird man diese Neugründung in ihrer ganzen Bedeutung würdigen. Mit wirklich großer, dankbarer Freude haben denn auch die treufürchlichen Kreise der evangelisch=lutherischen Gemeinden in Petersburg dieses Ereignis gefeiert.“

Die kirchliche Lage in Elsaß-Lothringen. Daß es in der evangelischen Kirche Elsaß=Lothringens gegenwärtig traurig aussieht, geht hervor aus folgender Mitteilung, die im „Friedensboten“ abgedruckt ist: über die Not und den Rückgang der evangelischen Kirche in Elsaß=Lothringen seit dem Übergang des Landes an Frankreich gibt das Augustheft der Elsaß=Lothringer „Heimatsstimmen“ an Hand des neuesten statistischen Materials ein erschreckendes Bild. Von einer „sterbenden Kirche“ könnte man ohne Übertreibung reden, wenn man die Verhältnisse zahlenmäßig untersucht, wie sie sich nach dem Einzug der Franzosen gestaltet haben. Ganze blühende Gemeinden sind zusammengeschrumpft zur Bedeutungslosigkeit; Zehntausende der eifrigsten Kirchenglieder haben das Land freiwillig oder zwangsweise verlassen. Die lutherische Kirche, die bei Kriegsbeginn 224 Pfarrer zählte, verlor im Jahre 1918 durch Abwanderung nach Deutschland 41, infolge Pensionierung 14, durch Tod 9, durch Übertritt zu andern Bekenntnissen 7; insgesamt also 71 — ein volles Drittel ihrer Pastoren! Neu traten in ihren Dienst seit 1918 nur 36 Pfarrer ein. Von den 237 Pfarrstellen sind — nach dem Stand vom Ende des Jahres 1924 — 51 unbesetzt; 18 werden durch Pfarrverweiser (Kandidaten der Theologie, frühere Missionare und Missionszöglinge) bedient. Innerhalb der reformierten Kirche sind bei einer Gesamtzahl von 48 Pfarrern, die Ende 1918 im Amt waren, seither 29 aus dem Dienst der Kirche ausgeschieden und nur 15 neu eingetreten. Bei diesen an sich schon bedenklichen Zahlen ist noch zu berücksichtigen, daß der theologische Nachwuchs, die Verjüngung im Pfarrerstand der evangelischen Landeskirchen, so schwach ist, daß heute weit über 50 Prozent aller Pastoren über fünfzig Jahre alt sind, während es zehn Jahre zuvor nur 30 Prozent gewesen waren. Aus Innerfrankreich kommt ein Nachschub so gut wie gar nicht in Frage; die Zahl der französischen Evangelischen ist zu klein, um überhaupt eine wesentliche Abwanderung zu ermöglichen. Zu all diesen Schwierigkeiten kommt dann noch die Unsicherheit darüber, ob die in Frankreich streng durchgeführte Trennung von Kirche und

Staat im Interesse der „Assimilation“ in Wälde auch schon dem elsässischen und lothringischen Volk, wenn auch gegen seinen immer wieder ausgesprochenen Wunsch, zuteil werden wird, und wann das kommen wird!

Auch in Deutschland wollen Frauen auf die Kanzel. Die Affoziierte Presse berichtet aus Berlin: „Deutschlands Frauenrechtlerinnen kämpfen gegen das Edikt an, das Frauen vom Predigtamt und von der Teilnahme an den Synodalverhandlungen ausschließt. In der letzten Generalsynode der Evangelischen Kirche geschlagen, drohen die Frauen, die Frage ihrer Zulassung zu den Verhandlungen des obersten Kirchenkörpers erneut vor die Generalsynode bringen zu wollen. In der letztjährigen Synode bestiegen verschiedene Frauen, ohne vom Vorsitzenden dazu aufgefordert worden zu sein, das Podium und führten ihre Sache, allen voran Dr. Helene Lange und Dr. Gertrud Bäumer. Sie machten geltend, alle Kirchensteuern würden vom Staat eingetrieben. Da nun Frauen vom Staat zum Stimmrecht zugelassen seien, müsse ihnen auch Eintritt in das Predigtamt gestattet werden. Von seiten des Konsistorialrats wird auf der andern Seite geltend gemacht, die Tatsache, daß in den Vereinigten Staaten Frauen als Predigerinnen ordiniert würden, sei durchaus kein Beweis für die Notwendigkeit, daß die evangelische Kirche mit ihren althergebrachten Traditionen breche und sich diesem Beispiel anschließe.“ — Wenn in diesem Bericht auf die „Tatsache“ hingewiesen wird, daß „in den Vereinigten Staaten Frauen als Predigerinnen ordiniert würden“, so ist daran zu erinnern, daß diese Tatsache bei uns noch keineswegs allgemein ist. Bei uns (und sicherlich auch in Deutschland) gibt es noch viele Frauen, die teils noch so viel natürliche Vernunft, teils noch so viel christlichen Anstand besitzen, daß sie nicht nach der Kanzel streben. Auch wollen sie aus der Torheit, daß die Kirchensteuern vom Staat eingetrieben werden, und aus der weiteren Torheit, daß ihnen vom Staat das Stimmrecht verliehen ist, nicht das Recht und die Pflicht ableiten, weitere Torheiten zu begehen.

F. P.

über die Besserung der sozialen Verhältnisse in Berlin berichtet die Affoziierte Presse unter dem 31. Oktober v. J.: „Vom preussischen statistischen Bureau gesammelte Zahlen ergeben, daß Berlin die gesündeste Stadt in Preußen ist. Die Stadt weist im Vergleich mit andern Großstädten eine größere Zahl Heiraten auf, hat eine geringere Sterblichkeits- und eine höhere Geburtsziffer. In der ersten Hälfte des laufenden Jahres kommen auf je 1,000 Einwohner 7.6 Heiraten gegen 7.4 in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres. Hiermit ist man der höchsten Heiratsziffer von 8.15, die sich im Jahre 1913 ergab, wieder näher gekommen. Die Geburtsziffer hat sich gleichfalls in den ersten sechs Monaten des jetzigen Jahres gesteigert und betrug 20.65 auf das Tausend, gegen 19.58 in der ersten Hälfte von 1924. Die Sterblichkeitsziffer stellte sich in den ersten sechs Monaten des laufenden Jahres auf 11.79 per tausend Einwohner; im gleichen Zeitraum des Vorjahres waren es 12.31, während die Ziffer im Vorkriegsjahre 1913 sogar 14.14 betragen hatte. Die Sterblichkeit unter den Kindern ist zurzeit bedeutend geringer als in den vorerwähnten Jahren. In dem zweiten Quartal dieses Jahres wurden in Berlin 9,644 Eheschließungen vollzogen. In der nämlichen Zeit kamen 12,356 Kinder zur Welt, während 11,257 Todesfälle vorkamen, was für Geburten einen überschuß von 1,099 ergibt.“

Religiöse Zustände in England. Wenn auch das religiöse Leben des Durchschnittsengländers in früheren Jahren manche ungesunde Elemente

aufwies, mußte man doch Achtung haben vor dem Ernst, der sich darin in mehrfacher Weise, besonders in der stillen Sonntagsfeier, offenbarte. Es scheint, daß der schreckliche Krieg auch hier Umwälzungen herbeigeführt hat. Einem Wechselblatt entnehmen wir die folgende Schilderung: „Deutsche Beobachter, die zum erstenmal nach dem Krieg wieder den Boden Englands betraten, berichteten von dem Eindruck tiefgreifender Wandlungen, die das kulturelle Gesicht des Landes gegenüber den Vorkriegsjahren aufweise. Der alte englische Sonntag — darauf legt z. B. D. Dr. Dibelius in einem englischen Reisebrief in der ‚Deutschen Allgemeinen Zeitung‘ den Finger —, das Palladium der christlichen Volkskultur, ist nicht mehr. In überfüllten Kinos und Varietés, auf dem Tennisplatz, im sonntäglichen Auto- und Eisenbahnverkehr — einst völlige Undenkbarkeiten — erscheinen seine charakteristischen Züge bis zur Unkenntlichkeit verwischt und dem Gesicht des festländischen Sonntags angepaßt. Von einer ‚Krisis der Kirche‘ schreibt Bischof Gore im *Spectator*. Ein Londoner Mitarbeiter der ‚Frankfurter Zeitung‘ gibt dazu höchst aufschlußreiche Erläuterungen. Er weist darauf hin, daß der Prozeß einer gewissen Zersetzung der kirchlichen Werte heute sowohl unter der Industriebevölkerung wie unter dem Mittelstand und den oberen Schichten wirksam sei. Zwar darf von Kirchenfeindschaft bei einem großen Teil der Arbeiter nicht die Rede sein, und auch die politischen Führer der Labor Party sind ehrlich religiös und kirchlich gesinnt. (Es gilt dies insbesondere von dem Führer der Partei, MacDonald.) Aber die Zeit gehöre doch der Vergangenheit an, wo die Gewerkschaftsführer in den Bergbaudistrikten zugleich als religiöse Laienprediger der Kirchen dienten. Die kirchliche Laubheit des Mittelstandes und der Oberschicht wirkt sich insbesondere in einem erschreckenden Rückgang des theologischen Nachwuchses aus; vor hundert Jahren hoffnungslose Überfüllung des geistlichen Berufs, heute Bildung eines Sonderkomitees kirchlicher Führer, das die Gründe des herrschenden Mangels an Dienern der Kirche zu prüfen hat. Das Durchschnittsalter der Pastoren ist in der englischen Hochkirche auf zweiundfünfzig gestiegen. In vielen der neueren secondary schools, stellt der Bischof von Gloucester fest, wird überhaupt kein Religionsunterricht mehr erteilt. Und auch in der Familie hat die religiöse Sitte etwas von ihrer warmen Lebendigkeit eingebüßt.“ Auch ein Beweis, daß der Tag des Endgerichts immer näher rückt.

A.

Zu dem vom Papst eingesetzten „Fest des Königreichs Christi“. Die Assoziierte Presse meldete aus Rom unter dem 23. Dezember v. J.: „Der Papst hält es für angebracht, das Heilige Jahr zu schließen, indem er ein besonderes Fest für das Königreich Christi freiert. Er wendet sich gegen das jetzige System, das die Regierungen Laien anvertraut und in dem die christliche Religion mit allen andern Religionen auf gleiche Stufe gestellt und von ihr gefordert werde, sich den weltlichen Behörden zu unterwerfen“. Er drückt die Hoffnung aus, daß dadurch, daß in jedem Jahr die Welt in feierlicher Weise an das Königreich Christi erinnert werden soll, die gerügten Übelstände beseitigt und alle internationalen Körperschaften und Parlamente schließlich bewogen werden könnten, das Königreich Christi anzuerkennen. In der Enzyklika wird betont, daß die von Christo gegründete Kirche als ihr unverbrüchliches Recht beanspruche, von allen weltlichen Mächten frei zu sein, da sie bei Ausübung ihres göttlichen Amtes von der Willkürherrschaft einer andern Macht nicht abhängig sein könne. Das Fest

des Königreichs Christi wurde vom Papst für den letzten Sonntag im Oktober eines jeden Jahres festgesetzt. In diesem Jahre wird die hierfür vorgeschriebene Formel am 31. Dezember gelegentlich des Gottesdienstes im Petersdom vom Papst zum ersten Male verlesen werden.“ — So weit der Bericht aus Rom. Unter dem „Königreich“ oder „Reich Christi“ versteht der Papst sein eigenes Reich, das Reich des Papstes. Aber diese Identifizierung beruht auf einer ungehörigen Verwechslung. Christi Reich und des Papstes Reich schließen sich gegenseitig aus. Christi Reich besteht aus den Menschen, die an aller eigenen Gerechtigkeit vor Gott verzagen und an das Evangelium glauben, das ist, glauben, daß ihnen ihre Sünden allein um des vollkommenen Verdienstes Christi willen, ohne des Gesetzes Werke, vergeben werden. So hat Christus selbst vom Reiche Gottes hier auf Erden gepredigt. Mark. 1, 14. 15: „Nachdem Johannes überantwortet war, kam Jesus in Galiläa und predigte das Evangelium vom Reich Gottes und sprach: Die Zeit ist erfüllet, und das Reich Gottes ist herbeikommen. Tut Buße und glaubt an das Evangelium.“ Und Paulus, der Apostel Christi, lehrt: „Wir wissen, daß der Mensch durch des Gesetzes Werke nicht gerecht wird, sondern durch den Glauben an Christum“, Gal. 2, 16. Dem Apostel Paulus ist es ein so hoher Ernst mit der Bezeugung dieser göttlichen Wahrheit, daß er alle, die ein anderes Evangelium predigen, durch den Heiligen Geist mit dem Fluch belegt, Gal. 1, 6—9. Im Reich des Papstes gilt als Reichsgesetz das Gegenteil. Das Tridentinum lehrt, daß die Vergebung der Sünden auch aus des Gesetzes Werken komme und kommen müsse, und belegt — im Gegensatz zu dem Apostel Paulus — mit dem Fluch diejenigen, welche ein anderes als dies päpstliche „Evangelium“ von des Menschen eigenen Werken lehren. (Trid., Sessio VI, can. 20, 12.) Es steht daher so, daß alle, die sich in des Papstes Reich begeben, sich von Christi Reich ausschließen. Gal. 5, 4: „Ihr habt Christum verloren, die ihr durch das Gesetz gerecht werden wollt, und seid von der Gnade gefallen.“ Demgemäß auch Luther im Großen Katechismus: „Darum haben sich alle selbst herausgeworfen und gesondert, die nicht durchs Evangelium und Vergebung der Sünden, sondern durch ihre Werke Heiligkeit suchen und verdienen wollen.“ (M., 458, 56.) Der Papst hat die Feier seines Papstreiches auf den letzten Sonntag im Oktober, also für dieses Jahr auf den 31. Oktober, angesetzt, auf den Tag, an dem wir das Reformationsfest feiern. Dies gibt uns erneute Veranlassung, in unsern Reformationspredigten den diametralen Gegensatz zwischen Christi und des Papstes Reich aufzuzeigen. F. P.

Der Papst hat seine Not mit den Jugoslawen. Die Assoziierte Presse berichtet aus Rom unter dem 6. Dezember v. J.: „Der *Osservatore Romano* meldet, daß zwischen der Belgrader Regierung und dem Vatikan ein Konflikt ausgebrochen sei. Es handelt sich um das Institut des heiligen Hieronymus in Rom, das schon vor einigen Wochen in der Affäre des Erzbischofs von Sarajewo eine Rolle spielte. Damals forderte Belgrad die Abberufung des Kirchenfürsten, widrigenfalls die Ausweisung erfolgen werde“, da er nach Behauptung Belgrads aus dem Institut des heiligen Hieronymus das Bild des Königs Alexander habe entfernen lassen. Dem Erzbischof gelang es nachzuweisen, daß er mit der ganzen Sache nichts zu tun hatte. Bei dem neuen Streit mit dem Vatikan handelt es sich um größere Dinge, nämlich um eine Macht- und Prestigefrage. Der Heilige Stuhl will sich seine alten Vorrechte in dem an die Jugoslawen gefallenem Teil Österreichs

Ungarns durch den Rechtsnachfolger der Donaumonarchie nicht schmälern lassen, während Jugoslawien, das schon vor längerer Zeit eine Gesandtschaft beim Vatikan errichtete und in Konfordsatzverhandlungen steht, der katholischen Kirche nur Gleichberechtigung anbieten will. Der Vatikan hat nun ohne Einberufen mit Belgrad ein neues Direktorium des genannten römischen Instituts ernannt, woraus die Belgrader Regierung einen Streitfall gemacht hat, indem sie verlangt, in Verwaltungsfragen des Instituts mitsprechen zu dürfen. Der Vatikan erklärt, in dieser Angelegenheit ganz rechtmäßig vorgegangen zu sein, da die Ernennung der Direktion eine Sache der inneren Disziplin der Anstalt sei und der jugoslawischen Regierung in diesem religiös-orientalischen Institut nur „Ehrenrechte“ zuständen, wie sie Österreich innegehabt habe. Der Erzbischof von Agram, der Fürstbischof von Marburg und der Bischof von Djakowo haben sich nach Belgrad begeben, um im Sinne der Beschlüsse der letzten Bischofskonferenz bei der Regierung und beim König in der Streitfrage aufklärend zu wirken. Falls die Intervention erfolglos wäre, wird an die Einberufung einer neuen Bischofskonferenz gedacht, die einen Aufruf an die Katholiken Jugoslawiens beschließen soll, was den Konflikt natürlich nur verschärfen würde.“

Ein Kompromißvorschlag in der Kirchenstaatsache, der eine päpstliche Forderung einschließt. Aus Rom wird unter dem 16. Januar gemeldet: „Ein Kardinal, dessen Name nicht genannt werden soll, hat in Rom angeregt, eine Aussöhnung zwischen dem Päpstlichen Stuhl und der italienischen Regierung ließe sich am besten durch Vermittlung der Nationenliga herbeiführen. Er schlägt als Kompromiß vor, an Stelle des alten Kirchenstaates, dessen Einziehung im Jahre 1870 den Konflikt zwischen der Kurie und dem Königreich Italien schuf, innerhalb des Reichs der Stadt Rom einen selbständigen, kleinen päpstlichen Staat zu schaffen, der als Mandatsstaat der Nationenliga betrachtet werden sollte. Dazu sollte nach der Anregung jenes Kardinals die Liga ihre vermittelnden Dienste anbieten.“ Falls die Nationenliga auf den Vorschlag des ungenannten Kardinals einginge, so würde sie damit tatsächlich anerkennen, daß es im Interesse der „Nationen“ liege, für ein weltliches Reich und eine weltliche Herrschaft des Papstes einzutreten. Das war je und je nicht bloß ein Wunsch, sondern eine Forderung des Papsttums. Obwohl die Nationenliga nur auf das Gegenteil von einer ruhmreichen Tätigkeit zurückblicken kann, so dürfte sie unter gegenwärtigen Umständen doch wohl kaum auf den Vorschlag des Kardinals eingehen.

J. P.

Bei den Aachener Festtagen haben Kardinal Schulte und Abt D. Ildesons Herwegen dem Volk die „Windeln des Heilands“ gezeigt. Die früher alle sieben Jahre übliche Ausstellung der Heiligtümer des Münsters hatte seit 1909 nicht mehr stattgefunden. Die vier „großen Heiligtümer“ sind außer den Windeln das Hemd der Gottesmutter, das sie bei der Geburt des Heilandskindes trug, das Tuch, auf das der Leib des Täufers nach seiner Enthauptung gelegt wurde, und das Lendentuch, das der Heiland bei der Kreuzigung trug. Andere Aachener Heiligtümer: ein Dorn aus Christi Dornenkrone, ein Splitter vom Kreuz, ein Teil von der Krippe, der Schädel des heiligen Adalbert von Prag, das Schürztuch Jesu bei der Fußwaschung, das Tuch, das seinen Leichnam umhüllte, das Schweißtuch, das sein Antlitz bedeckte.

(Ev. Kirchenblatt für ev. Leben in Polen.)